Bunte Geschichten.

Von

C. Spindler.

Erster Band.

Mit Königlich württembergischen und Königlich bayerischen allergnädigsten Privilegien.

Stuttgart,

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt mit Hallberger'schen Schriften.

Das Diamanten-Elixir.

Umrisse aus dem Leben des Magisters Raphael von Reichelsheim.

„Das Leben läßt sich verlängern, wie das Brennen „eines Feuers durch zugelegtes Material. Es „wäre daher nicht gegen die Natur, bis an's „Ende der Welt sein Leben zu verlängern, wenn „wir je wüßten, was uns erhalten kann."

Theophrastus Paracelsus.

Erstes Kapitel.

Raphaels Begebenheiten in Salzburg.

1541.

Unter der Regierung des Erzbischofs Johann Ernst, der ein Herzog in Baiern gewesen, wurde in Müllen, einer Vorstadt Salzburgs, auf dem sogenannten Fröschlmos, ein neues Schlößchen erbaut. Der Bauherr war der Rathsherr und Hauptmann der bürgerlichen Reiterei, Herr Virgil Fröschlmoser, eines angesehenen altbürgerlichen Geschlechts Abkömmling. Handel und Wandel hatten ihn gesegnet, und, damit nicht allein von seinem Wohlstand gesprochen würde, hatte ihm der Himmel auch eine feine Nachkommenschaft bescheert, worunter sich eine Tochter besonders auszeichnete. Euphemia war das

Glück und die Plage ihrer Eltern gewesen, von Kindesbeinen an. Was man in jenen Zeiten Schönheit nannte, besaß sie im hohen Grade. Als eine Jungfrau von zwanzig Jahren war sie von hoher, wohlbesetzter Gestalt, mit gelben Haaren und lichten Augen; ihre Haut stritt mit der Schlehenblüthe um den Vorzug der Weiße, ihr Mund öffnete sich reizend und war voll liebreicher Redensarten; so auch die Geberden ihrer schönen Hände und der Gang ihrer tadellosen Füße voll von Anmuth. Sie hatte, wie die Gestalt, so das Herz ihrer guten Mutter; der Kopf war ein Erbtheil ihres unruhigen, neuerungssüchtigen, leicht veränderlichen Vaters. Daher war Euphemia gut oder schlimm, je nachdem Herz oder Kopf eben im Regiment an der Reihe stand, und erquickte bald, was sie umgab, durch ihre Holdseligkeit, bald ärgerte sie die Welt mit wetterwendischer Heftigkeit. Die Mutter war gestorben, ohne sie bekehren zu können; der Vater lebte zwar gesund fort, lag aber stets im Kriege mit der Tochter. Seinen übrigen Kindern ein Gewaltherr, konnte er des ältesten nicht Meister werden, nicht in Liebe, nicht in Zank, und er nannte Euphemia vor seinen Freunden in einem Athem sein Kleinod und seines Hauses Stolz, und wieder seinen Wirthschaftsteufel und sein bitteres Kreuz.

Ein launenhaftes Herz ist aber heißen Trieben und herrischen Gewohnheiten unterthan. Euphemia verachtete die Freundschaft zu ihrem Geschlecht; jedoch war ihr die Liebe zum andern, die heimliche, verschwiegene Liebe, über Alles theuer. Kalt und spröde von außen, liebte sie im Verborgenen um so leidenschaftlicher, wie der Türke heimlich seinen Wein trinkt, wie der Wilddieb verstohlen im Forste pürscht. Dabei übte sie den Brauch des verständigen Zechers, der nicht immer denselben Becher schlürft, und des Frevelschützen, der nicht nur einer Gattung des Wildspiels nachstellt. — Zur Zeit, da Herr

Virgil sein neues Haus im Fröschlmos erbaute, war seine Tochter mit voller Seele dem schönen Magister Raphael zugethan. Die rothe Wange des Philosophen und Arzneikundigen, sein feurig Auge und lockiger Bart, die Würde seiner männlichen Gestalt gefielen der Jungfrau gar zu wohl, und vielmal besser, als die weißen Gesichter der Knaben, oder das unstäte Wesen der Jünglinge, mit denen sie etwa schon eine und die andre Jahrszeit vertändelt hatte. Raphael war ein Fremdling in der Bischofstadt, war nur erst, obgleich im Mannesalter, der Schüler und Jünger eines hochberühmten Meisters. Hat sich indessen je ein zärtlich Herz, schwelgend in der Gegenwart, um eitle Dinge bekümmert? Anders stand es mit dem Vater Euphemia's. Er mochte Fremdlinge nicht leiden, den Erzbischof nicht ausgenommen; er haßte die Arzneigelehrten und nannte sie Betrüger; er gab nicht einen Schnitterling*) für die Zukunft solcher Leute. Darum verachtete er den Magister so tief, als ihn Euphemia hoch hielt; darum war er außer sich gerathen, als er eines Tages hinter seiner Tochter Geheimniß gekommen. Raphael durfte sich in Fröschlmosers Hause nicht mehr sehen lassen, daher fand er sich auf dem Fröschlmos verstohlen mit der Geliebten zusammen. Während die Maurer lustig den neuen Bau förderten, bauten die Liebenden auf einem versteckten Plätzchen unter dem alten Grimming-Schloß Paläste in die Luft, Tempel von aber und aber geheiligten Schwüren, Paradiese von unendlichen Liebesverheißungen. Ihrer Gelübde winzigstes war, einander ewig anzugehören, und sie meinten's wahrlich treu und bieder, während sie schwuren und gelobten. Um so empörender erschien ihnen am Morgen des einundzwanzigsten Septembers die unberufene Einmischung des alten Fröschlmoser, der sie plötzlich im Ver=

*) Alte Salzburger=Scheidemünze.

steck unter dem Grimming-Schloß, mitten unter ihren Tempeln und Palästen, innerhalb ihres Herzensjerusalems überraschte. Der grobe Rathsherr und Reiterhauptmann jagte die glühende Tochter von dannen und hielt den erbleichenden Raphael fest. Nachdem er ein Hagelwetter von Verwünschungen über den Magister ausgeschüttet, sagte er zu demselben: „Unterstehe Dich noch einmal, Du fremder Zigeuner vom Rhein, meiner Dirne nachzuschleichen! Wenn Du nicht binnen dreien Tagen diese Stadt und ihr Gebiet verlassen hast, so zittre vor dem Loos, das Deiner wartet. Meine Söhne und Knechte sollen Dir Arm und Bein zerschlagen und den Schädel obendrein." — Raphael riß sich entrüstet von der Faust des Alten los. „Ich weiß allerdings, daß grober Brauch hier zu Hause ist," erwiederte er, „doch rathe ich Euch, nicht auf's Faustrecht zu pochen. Ich stelle mich unter den Schutz des Erzbischofs. Ein Wort von meinem Meister zu dem erlauchten Herrn, und Ihr werdet sehen!"

Fröschlmoser lachte, doch geschah's im herben Ingrimm, und er drohte dem Magister mit dem Finger. „Bürschlein, Bürschlein! Ein angesess'ner Bürger guten Leumunds fürchtet mit nichten des baierischen Herzogs Drohungen. Prahle nicht mit Deinem Meister, Du Quacksalberlehrling von dreißig Jahren! Der Wundermann ist am Sterben, und sein breites Schweizermaul wird dem Bischof nicht mehr in den Ohren liegen. Gott behüte Deine Rippen, Händ' und Füße, Landstreicher! mache Dich davon."

Raphael blitzte heftig auf, da er seinen Lehrer schmähen hörte, und versetzte: „Der Wundermann, der Gesegnete, wird nicht sterben, Du patziger Wirrkopf, und darum werd' ich bleiben, wo ich bin, und wehe Dir, so Du mich nur anrührst. Du hast ohnehin ein feines Kerbholz bei dem Erzbischof zu Gute. Wir wollen schon mit dem heimlichen Lutheraner fertig werden!"

Der dreiste Vorwurf machte den Alten bestürzt, so daß er sich auf eine Antwort erst besinnen mußte. Der Magister, der den rechten Fleck getroffen, benützte seines Ausfalls Wirkung und ging von dannen, zum Fluß hinab, einen Schiffer zu rufen, der ihn über die Salza setzen möchte. — Der Schiffmann kam, der Nachen stieß in's Wasser. „Hinüber an's Chay!" befahl der Magister, und überließ sich seinen Gedanken. Der Vorwürfe manche peinigten die Seele des unverdorbenen, ja noch kindlich gesinnten Mannes. Daß er schon seit geraumer Zeit die Wissenschaft vernachläßigt, die Kunst hintangesetzt, um schmachtender Minne zu fröhnen, daß er seit mehreren Tagen sogar des kranken Meisters hatte vergessen können . . ., das schmerzte ihn sehr. Und wie es denn geschieht — den Gewissensbissen auf der Ferse folgte das leichtfüßige, schmuckaussehende Heer der guten Vorsätze, das wacker Stand hält, bis der Feind ins Feld schreitet; und noch nicht hatte der Kahn am jenseitigen Stadttheile angelegt, als der Magister bereits sich selber die Hand darauf gegeben, den alten Hippokrates von nun an ganz allein zu lieben und die zärtliche Euphemia zu vergessen ... bis auf bessere Zeiten. In diesem Augenblick kamen ihm seine vor einer Stunde zum tausendstenmal geleisteten Eide lächerlich, ja gotteslästerlich vor; abscheulich mehr und mehr, je näher er der Behausung seines Meisters kam, den er zu sehen begierig geworden war. Ein ganz umgewandelter Mensch ging er ein in das Wirthshaus zum weißen Roß, und drückte sich im schmalen Hausgang höflich zur Seite, da mehrere ansehnliche Leute, als der Stadtrichter von Hallein, der Notarius Hans Kalbsohr nebst seinem Schreiber, die ehrsamen Bürger Andreas Setznagel und Ruprecht Strobl, auch noch andere mehr an ihm vorübergingen. Sie alle waren ernsthaften Angesichts; der Letzte von ihnen nickte dem Magister freundlich zu und sprach halblaut zu ihm die Worte: „Der Doktor

verlangt innigen Herzens nach Euch. Der Notar hat ihm so eben das Testament abgenommen. 's wird bald aus seyn mit dem weisen Manne. Geht schnell hinauf!"

Erschrocken, als ob der Sterbende sein leiblicher Vater wäre, eilte Raphael vorwärts, und da er Geräusch in der Stube des Kranken hörte, lauschte er vorsichtig ein Weilchen vor der Thüre. Der Kranke schalt mit erschöpfter, aber ausnehmend zorniger Stimme seinen Diener. „Ich sage Dir, Claus," zürnte er auf gut schweizerisch, „ich jage Dich stracks davon, wenn Du mir den Magister nicht bringst. Du weißt, daß ich mit Deiner Faulheit nicht subtil umgehe. Ich bin ein grober Schweizer, Gott sey Dank. Wir werden mit Haberbrod und räßem Käse aufgefüttert, das kann nicht subtile Gesellen geben. Den Magister will ich." — „Wenn ich ihn aber nicht finde, gelehrter Herr?" sagte der Diener weinerlich, „bedenkt doch, daß Ihr schwachen Leibes, und tobt nicht also auf mit einem armen Burschen, der schon übel genug daran ist, in Eurem Dienst zu stehen." — „Daß doch der Himmel einfalle!" begann wieder der Doktor. „Uebel daran, übel daran! Gaisbock Du! Lotterbube Du! Wer von uns am übelsten daran ist, weißt Du's? Du bist der zwei und zwanzigste Knecht den mir die bösen Geister bescheert haben, bist der schlechteste von allen." — „Hm, der Herr, der binnen dreißig Jahren zwei und zwanzigmal den Diener wechselt . . ." — „Schweigst Du gleich, Du Bitterwurzel? Kann ich dafür, daß der Henker die ersten ein und zwanzig Diebe von mir genommen und aufgehenkt hat? Bald genug wird auch an Dich die Reihe kommen; oder ich lasse Dich zu Tod prügeln, wenn Du nicht den Magister findest, ehe ich drei Vaterunser gebetet habe!"

Um diesen Auftritt zu endigen, ging Raphael in die Stube hinein und an das dürftige Reisebett, woneben der Kranke saß. Der letztere, ein Mann mit kahlem Schädel, vorstehenden Augen und ziemlich gemeinen Zügen, worin-

nen jedoch der Abglanz eines ungemeinen Geistes nicht zu verkennen, bot einen bedauernswürdigen Anblick dar. Seine Glieder welk und hager, zitterten unaufhörlich, sein Gesicht war bleifarbig, die Stellen ausgenommen, wo die violetten Rostflecken der Trunksucht saßen; seine Zunge war halbgelähmt, und halbverschleiert sein Auge. Der trotzige Mund hing schlaff zum Kinn hernieder; die rauhen Gurgellaute stolperten mit vielen Unterbrechungen über die breiten und fahlen Lippen. Und dennoch lebte in dieser entwürdigten und sinkenden Hülle eine außerordentliche Natur: der Verstand dieses Sterbenden war ein seltener, obschon umwuchert von Irrthümern, prahlerischen Lügen und tadelnswerthen Schwächen des Gemüths. Der Sterbende war der berühmte und berüchtigte Theophrastus Paracelsus.

Raphael erkannte nur mit Mühe seinen Meister wieder. Die aufrichtigsten Thränen des Mitleids schoßen ihm über die Wimpern und fielen auf die bleiche Hand, die er küßte. Theophrast war gegen den Schüler besserer Laune, als dieser erwartet hatte. Nachdem der Doktor den maulenden Claus hinausgeschickt, sagte er zum Magister: „Glückliche Ankunft, Raphael. Sey bedankt, daß Du Dich des alten Mannes noch erinnerst; denn ich bin alt, obschon das halbe Säculum meiner erst nach zwei Jahren habhaft werden wird. Alt Raphael, sehr alt bin ich geworden, seit ich Dich nicht gesehen, seit Du in Deine kleinste Welt Dich ganz verloren..."

Meister Paracelsus pflegte das Weib also zu nennen. — Der Magister schämte sich und antwortete, die Hand auf der Brust: „Verzeiht mir die Schwachheit so gern, als ich das Versprechen leiste, sie von mir abzuthun. Die Minne hat sich an mir gerächt, weil ich bis daher unempfindlich gegen sie gewesen. Aber jetzo hat die Vernunft, des reifen Mannes Hofmeisterin, gesiegt, und ich will von neuem der Wissenschaft allein gehören."

— „Besser ist's, Magister. Ich danke der göttlichen Weisheit, daß sie mir die zeitraubende, grausam peinigende Minne versagt hat. Unser Wissen, Raphael, ist das Wissen der Engel und Geister. Dazu dient nur das dialische, das göttliche Leben unserer vernünftigen Seele. Laß' aus dem Spiel das Syderische und Elementarische in uns. Wer Gott erkennen will, das ist: den großen Archäus und das gesammte Wissen im Schöpfungskreise, muß selber Gott seyn, so viel an ihm ist; nämlich rein, ruhig, gefaßt, erhaben über alles. Meide nur ein Jahrzehend lang die Eva beharrlich, und ich will schon einen Weisen und Gerüsteten aus Dir machen."

Als der Magister den hinschwindenden Mann, dessen Hauch schon kalt wurde, von zehn Jahren reden hörte, als wie von einer Kleinigkeit, wurde ihm das Herz beklommen, und er nahm prüfend des Kranken Handgelenk zwischen seine Finger. „Wie geht es Euch gelehrter Herr?" fragte er mit gleichgiltiger Miene, obschon voll innerer Angst, denn er fühlte, wie der Tod im Puls des Kranken wüst und regellos herumpochte. — „Schlimm, dem Anschein nach," erwiederte der Doktor. Ueber die gespannten Züge seines Antlitzes flog eines schlauen Lächelns kaum merkliche Heiterkeit. Der blasse Strahl entging dem aufmerksamen Raphael keineswegs. „Was hat er im Hinterhalte?" fragte er sich, Hoffnung schöpfend, in Gedanken. Der Doktor redete indessen nur vom Abscheiden und von der Rückkehr der menschlichen Dreifaltigkeit in ihre ursprüngliche Heimath. „Was ist nun weiter am Tode? Er ist ein Aufhören der Lebensflamme, ein Vergehen des Lichts, eine Vertrocknung des Balsams im elementarischen Leibe, die große Trennung der Seele, die zurück kehrt zum Ursprung aller Geheimnisse, des Geistes, den sein Gestirn zurückfordert, des verweslichen Körpers endlich, der da verfällt der Erde, woraus er

stammt. Ich fürchte den Tod nicht..." — „Redet doch nicht so beharrlich vom Sterben. Seid Ihr ein aufgegebener Mann?" — „Von Seiten der Aerzte, wie sie sind, ohne Zweifel. Mögen sie reden; ich will ihnen schon zu reden geben. Tausende haben an mir gezweifelt, da ich im Leben, frisch und gesund am Leibe, umherwandelte, ein Apostel der wahren Philosophie und Medizin; Hunderttausende sollen jedoch an mich glauben, im Augenblick, da der grimmige Tod mir naht, mein Kissen zu schütteln und seinen Finger an mein Herz zu halten!"

Die Aufregung, womit der vielfach im Leben mißhandelte Mann die letzten Worte aussprach, ergriff ihn so gewaltig, daß er, nach Luft schnappend, zurück sank, so daß der Magister schier vermeinte, als sähe er das Kissen bereits schütteln und den kalten weißen Zeigefinger des Todes nach Paracelsi Herzen zielen. Dem ungeachtet erholte sich Theophrastus bald, und flugs gelang ihm wieder ein Lächeln, da er sprach: „Ich werde nicht sterben; ich treibe mit ihnen nur meinen Scherz. Nein, mein Raphael, Du guter Narr, ich werde nicht sterben, und wenn ich jetzo schon die Augen verkehrte." — „Gott geb's, lieber Herr! doch scheint mir, redlich gesagt, Eure Krankheit schwer." „Ja, ja, Raphael, es ist jetzo Winter in mir und mein Planet ist trübe geworden; aber annoch dürften Mittel auf Erden seyn, und ein göttlicher Wille in der Höhe, um meinen Elementarleib zu reinigen, daß mein Winter vergehe, daß mein Sommer wiederkehre, daß mir mein Blühen, meine Farbe, Kraft und Stärke wieder begegne." — „Noch einmal, Gott geb' es und erfülle Eure Zukunft, wie Ihr sagt. Wo war jedoch vor Kurzem Eure Zuversicht? Habt Ihr nicht Euer Testament gemacht?" — „Was beweist das? Warum sollte ein Testament stets ein Passierzettel zum ewigen Leben seyn? Warum nicht einmal der G e b u r t s s c h e i n des Testators? Wahrlich, Raphael, dieses geschah nur ad majorem artis gloriam;

und nebenbei ist mir lieb gewesen, die guten Freunde genau zu erforschen, die nach mir zu bleiben vermeinen, während sie dennoch alle vor mir dahinscheiden werden. Die Errichtung eines Testaments ist eine Operation mit der Wünschelruthe; sie weist, wo edle Metalle verborgen sind, und aber auch, wo nichtsnutziger Gneis und Glimmer schmarotzt. Die Signaturen der Physiognomie eines Menschen und die Lineamente seiner Hand sind unzuverläßige Kennzeichen, gegen den Probstein eines Testaments gehalten. Ich habe den Armen vermacht, ich habe dem Rapelbader vermacht, ich habe dem Barbier, dem rothen Wendel vermacht, ich habe die Executors ernannt und bedacht; — guter Raphael, nur Dich hab' ich leer ausgehen lassen; aber gräme Dich nicht deßhalben, ich habe Allen nur taube Nüsse gegeben. Wie sie jedoch ihre zusammengedrückten Ohren aufsperrten, wie sie ihre gierigen, gefräßigen Augen umherstreifen ließen, wie sie im Geiste all meine Habe schon die ihrige nannten: Der meine Dukaten, Jener meine Recepte, der Eine meine Bücher, der Andere meine Krystalle! Der redlichste von ihnen war noch der Setznagel, der da meinte, ich besäße doch nicht gar viel für einen so weit berühmten Mann, und ich müsse stets frei und junkerhaft gelebt haben, weil nicht mehr da sey. Aber wie dumm, Magister, wie dumm! wenn ich fröhlich war und die Rebe liebte, durfte ich's nicht? Sollen wir der finstern Pfaffenmeinung seyn, daß hienieden nur eitel Klage und Leiden erlaubt? Ist der Mensch nicht geschaffen, um von den Freuden der Erde seinen Theil zu nehmen, und findet nicht ein Jeder nach seiner Complexion seine irdische Freude angezeigt durch seine Imagination, die eine Sonne im Menschen, das wehende Licht in der Testa ist? Soll ich zudem Gold sparen, der das Gold machen kann? soll ich aufspeichern, der den Stein der Weisen hat? Und ich besitze wohl Köstlicheres als die Tinktur, die da her-

vorgeht aus des Löwen rosenfarbigem Blut und aus des Adlers weißer Gluth: ich habe das Elixir der Unsterblichkeit, und Du sollst es, wenn ich einmal gern sterbe, oder wenn ein äußerer Unfall, der von meinem Gestirn kommt, mich dahin reißen möchte, Du sollst es von mir erben. Aber Du mußt mir helfen, den höchsten Triumph zu feiern, den jemals ein Weiser auf Erden gehabt, Hippocratem nicht ausgenommen."

Die lange und lebhafte Rede hatte den Doktor nicht wenig angegriffen: seine Ermattung nöthigte ihn, eine lange Pause zu machen. Da er sich wieder erholte, fragte ihn Raphael dringend, was er thun solle. Paracelsus nahm einen kleinen Schlüssel, den er an einer rothen Schnur um den Hals trug, überreichte denselben dem Magister und versetzte: „Zählen wir nicht morgen den zwei und zwanzigsten September? — „Ja, lieber Meister." — „Morgen steht Tag und Nacht gleich; Morgen wird das Compositum in sein fünftes Wesen übergegangen seyn." — „Welches, gelehrter Herr?" — „Geduld; das läßt sich nicht im Hui und nach der Elle hersagen. Die **materia prima**, die verwandelt werden soll in eine Essenz, **Tinctura optima**, oder Elixir, muß zerschiedene Stadia durchgehen, bevor sie vollendet und gereiniget ist. Das aber bewirkt die feinste Distillation. Das vornehmste Elixir — das, von dem ich rede — hat der Wesen fünf, die es hat durchmachen müssen. Im ersten erscheint es elementarisch, unsauber, voll von Schwachheit; im zweiten als ein wässeriger Leib; im dritten ist es ein öliger Corpus von luftiger Beschaffenheit und ziemlich rein von Gebrechen; im vierten erscheint es feurig, wiewohl noch unrein, doch schon überaus kräftig; im fünften Wesen ist's ein erleuchteter, durchaus glorificirter Leib, der keinen Mangel mehr hat und Alles in's Beste und Vorzüglichste verwandelt. Das wird hervorgebracht binnen neunzig Tagen, ist ein gött=

liches Werk, das höchste und letzte Geheimniß der Natur; und die **materia prima** ist der Diamant, durch subtile Kunst flüssig gemacht und präparirt mit dem **Liquor horizontis** in sommerlicher Zeit. Jetzt merke auf, Raphael: Dieser Schlüssel öffnet die Kammer unter'm Dach. In der Lucke, unter'm klaren Himmelspiegel, steht das Gefäß, ein schwarzes, von dichtem Glase. Das Elixir ist fertig morgen um die Stunde, da der Hahn den Tag begrüßt und der Thau sich in dichte Tropfen verkörpert. Merke wohl auf: ich könnte von dem Elixir, sobald der Hahn gerufen, einen Löffel voll einnehmen und ich wäre gesund und die Krankheit weg; — und ich könnte es wohl brauchen, denn mein Leib ist in voller Auflösung und das Verderbniß nimmt überhand, — ich würde allerdings sterben, wenn ich nicht das **Summum Arcanum** besäße; — allein was würden die Tröpfe sagen? daß ein Zufall mir geholfen, oder daß es überhaupt noch nicht so arg gewesen. Deßhalb verlange ich von Dir, mein bester Schüler, daß Du der Kunst den Sieg ob allen Zweifeln bereitest. Es wird mit mir morgen Abend zwischen vier und fünf Uhr zu Ende gehen. Laß Dich nicht anfechten meine Agonie, und warte geduldig ab den Augenblick, da sich gerade nur noch eine Feder vor meinem röchelnden Munde bewegen wird. Dann flöße mir in Gegenwart von allerhand Zeugen, gelehrt und ungelehrt — der letzteren seyen mehrere als der ersteren — einen Schluck von der Wunderarznei ein und ich werde erwachen, zu Kräften kehren, und gesund seyn und leben. Fürwahr, brächtest Du nur eines Gerstenkörnleins groß zwischen meine zusammengebissenen Zähne, ich würde genesen und davon noch hundert Jahre leben! Willst Du das verrichten?" — „Mit Freuden, Herr, mit Freuden; doch scheint mir das Experiment gefährlich, die Zeit zu weit hinausgeschoben ..." — „Wie? Du bist ein verzagter Gesell und hast vergessen, was Du gelernt? Tausendmal

hast Du gesehen, wie der Tod an sein Geschäft geht und welche Zeichen dem endlichen Hintritt voranschreiten, und willst zögern, Dich bedenken? Hab' ich doch Vertrauen in Deine Sorge, in Dein Auge und Deine Hand gesetzt, ich der Sterbende, und Du, der Gesunde und Besonnene, Du mein Freund, wolltest Dir mißtrauen? Wie ich Dir sage, also sey's. Zur Verherrlichung meines Ruhms, der auf Dich nicht minder zurückstrahlen wird, zur Beschämung all' meiner Feinde und Verächter, zu Deiner eigenen Zukunft goldenen Entwickelung — reich' mir die Hand und sage: Ja!" — Der tiefergriffene Schüler leistete, unfähig solcher Aufforderung zu widerstehen, gerne und willig das Versprechen. —

Als der Hahn im Hofe stand, dem ersten Frühroth-strahl entgegen blinzelnd, scharrend mit den Füßen und zum Wachtgeschrei den Schnabel öffnend, schlüpfte Euphemia, des Fröschlmosers Tochter, in die Kammer der Magd Beatrix und sprach zu ihr: „Willst Du aufstehen, Träge?" — Die Magd war beschämt und entschuldigte sich gegen ihre Gebieterin wegen ihrer Langschläferei, aber Euphemia zankte weiter: „Sagt' ich Dir nicht, daß der Vater in aller Frühe ausgehen will? Aber seine Schuhe sind nicht mit Oel geschmiert, auf dem Herd ist noch kein Feuer, um die Suppe zu kochen. Schon höre ich den Herrn husten und wenn ich ihm Deine Nachläßigkeit entdecke, wirst Du fortgejagt ohne Barmherzigkeit. Du weißt, wie böse der Vater ist und wie er Dir von lange her den Nachtbesuch Deines Buhlen nachträgt." — „Die Jungfer wird wohl schweigen, wenn's Gottes Wille ist," bat die Magd voll Herzeleid, denn die Ehehalten gingen nicht gern von Fröschlmoser weg, weil er, sobald sie heiratheten, ohne eine Aussteuer sie nicht entließ. — „Du bist faul und einfältig und plauderhaft genug, um zu verdienen, daß ich dem Herrn Alles sagte," bemerkte Euphemia. — „Du liebe Frau! Wie könnt Ihr mich plauderhaft schelten?"

— „Ich will sehen, ob Du's nicht bist, und in der Erwartung, daß Du mir dienen wollest, ohne zu schwatzen, will ich den Vater nicht gegen Dich erzürnen.“ — „Was ist denn Euer Begehr? Ich will Alles thun, wenn ich im Dienst bleiben darf. Mein Martin heirathet mich, nicht später obendrein, als nächste Pfingsten, und ich möchte Eures Vaters Geschenke nicht missen, sonst nimmt er mich nicht, der wetterwendische Bube.“ — „Du sollst Deine Aussteuer haben, sollst noch in den Kauf ein schön Geschenk von mir erhalten, damit der Martin Dich nicht sitzen lasse. Du liebst ihn wohl sehr, Du arme Trix?“ — Der Magd liefen die Augen voll Wasser und sie sagte, die Hände auf die Brust gelegt: „Das muß wahr seyn, helf' mir Gott.“ — „Du wärst gewiß untröstlich, wenn Du Deinen Schatz verlörest?“ — „Schau' die Jungfer, sterben müßt' ich allerwenigstens.“ — „Nun hör' einmal: mir ging' es grad eben so, wenn ich denjenigen lassen müßte, den ich liebe, und ich liebe einen schönen, schönen Mann, und edel ist er, weise und edel, so wie schön.“ — „Ich wünsch' Euch Glück und Segen, eine fröhliche Hochzeit und einen goldnen Tag*), goldner, als jemals einer gewesen.“ — „Vielen Dank, Du gute Dirne. Aber die Hochzeit ist noch fern, denn mein Vater hat seinen Kopf aufgesetzt und mir verboten, an den schönen Mann zu denken. Trotz des Herrn Widerspenstigkeit bin ich jetzt eigensinniger als je, und habe gelobt, meinem Holden nicht untreu zu werden. Ich muß mit ihm selber reden, Beatrix.“ — „Hm, freilich. Kann ich was dazu thun?“ — „Geh', sag' ihm, daß ich ihn heut Abend, während sie bei St. Andreas die Vesper singen, im Königsgäßchen erwarte; unterm Bogen, dort beim Osterthor, Du weißt schon.“ — „Das meine ich, daß ich das stille, dunkle Plätzchen weiß.

---

*) Nachhochzeit.

Wohin geh' ich aber?" — Euphemia entsendete die anstellige Magd in des Magisters Wohnung; von da schickte man sie in das weiße Roß. — „Er wünscht Euch alles Gute, schöne Jungfer," meldete die Botin bei der Rückkehr, doch ist sein Meister krank und schwach, und an dem Bett des Leidenden zu verweilen, schicke sich für den Schüler wohl, sagte der Herr." — Euphemia stutzte, dann sagte sie mit klopfendem Herzen: „Geh' hin noch einmal, Du freudige Magd, und sage ihm: wohl tausendmal habe er mir geschworen, daß ich ihm mehr sey als die ganze Welt; und ist dann noch zu wählen zwischen einer Jungfrau, voll von Leben, und einem alten Siechling? Es sey hohe Zeit, ja die höchste, daß Raphael mit mir rede; um meiner Liebe willen bitte ihn darum." — Und als die Botin kam zum zweitenmale und berichtete, daß der Magister unruhig sey und unentschlossen, und daß er flehe, ihn auf eine frühere oder eine spätere Stunde zu bescheiden, nur nicht gerade zwischen der vierten und fünften des Abends — da erzürnte sich Euphemia heftig und funkelnden Auges sagte sie: „Eile, ihm zu melden, daß er komme, komme zu der Frist, die ich ihm gesteckt, wenn er nicht an mir zum Mörder werden wolle. Ich könne seine Härte nicht ertragen und würde mir das Leben nehmen und, ihn verwünschend, zum Abgrund fahren. Größeres Elend sey noch nie von einem Weibe empfunden worden, als von mir. Ich weine, siehst Du? ich zittere am ganzen Leibe und verzweifle am Heiligsten, siehst Du? Beatrix? — Sage ihm schnell, was Du gesehen!" — Nach kurzer Abwesenheit verkündete die Magd: auch Raphael habe geweint und verzweifelnd Stirn und Herz geschlagen, und er werde kommen unfehlbar.

Euphemia schmückte mit Siegesrosen ihre Wangen, Raphael grollte mit sich selber. Hier lag vor seinen starren Augen im beginnenenden Wahnsinntaumel der

Meister, der von ihm ein heiliges Versprechen zum Pfande hatte. Dort winkte ihm gebieterisch und doch so lockend die Liebe zu süßem dringendem Gekose. Auch die Liebe hatte Gelöbnisse seines flammenden Herzens zum Pfande erhalten! Wie sollte Raphael thun, um zu genügen zumal der Pflicht und der Sehnsucht, die um so mächtiger aufwachte, als die Vorsätze des verwichenen Tags sie schnöde in den Hintergrund gedrängt, mit Vernichtung bedroht hatten? — Da hob Paracelsus das müde Haupt aus dem Gespenstertanz des Deliriums empor und sagte: „Ich höre die Glocke der Sebastianskirche; es wird bald vier Uhr schlagen?" — „So ist's, lieber Meister." — „Die Auferstehung naht heran, Raphael. Geh' hin und hole die Zeugen zusammen; sie wohnen in der Nähe alle, die ich Dir schon benannt. Ich will indessen schlafen. Sieh' auch nach dem Elixir; mir hat geträumt, daß eine fahle Katze mit Wendels Angesicht daran geleckt und gesogen. Schau' nach befehle ich, und verrichte Deinen Gang. Eine halbe Stunde nach vier Uhr komm', mich zu wecken; dann ist's an der Zeit." — „Wär's nicht besser, theurer Mann, wenn Ihr gerade jetzo Euch der göttlichen Essenz bedientet?" — „Gehorche; je später, je dringender, um so größer das Mirakel. Mich schläfert . . . wie ist der Abend, Raphael?" — „Schwarz und gewitterhaft. Es liegt im Westen eine schwere Wolkenlast, von Hagel voll. Ihr wißt, geliebter Meister, daß während solchen Elementen-Aufruhrs des Menschen Lebenskraft schneller weicht, als sonst!" — „Ich brauche keine Lehren," murmelte Paracelsus, den Kopf im Kissen begrabend: „Bin ich nicht unfehlbar, und wer hat je auf einem Unsinn mich ertappt . . .? Aber das Elixir . . . jag' ihn fort den Wendel . . . fort!" Das letzte Wort im Munde, entschlummerte der Kranke, und Raphael eilte, nach dem Heiltrank zu schauen. Das Gefäß stand unberührt, versiegelt wie am Morgen. Der

Magister beschäftigte sich nicht lange damit; die Zeugen, die er zu laden hatte, die alten Gesichter mit den langen Bärten, und Euphemia, das weiße, junge, goldumlockte Frühlingsantlitz, tanzten vor seiner Einbildungskraft, und jagten ihn aus dem Hause, nachdem er den Diener Claus zum Wächter an dem einsamen Lager Paracelsi bestellt hatte. Auf schnellen Sohlen flog Raphael von Haus zu Haus, Hohe und Geringe, wie sie ihm der Doktor verzeichnet, binnen einer Stunde zu einem letzten Besuch beim Wundermann, auf dessen Verlangen, zu rufen. Der Eine sagte zu, der Andere schien bedenklich und zweifelnd; Raphael hielt sich bei Keinem auf, denn es hatte schon vier Uhr geschlagen, und im düstern Bogen an dem Osterthor erwartete ihn ja der Engel seines Lebens.

In der Andreaskirche sangen Klerisei und Volk die Vesper; das Königsgäßchen war menschenleer, und finster schauten die Wolken hinein. Der Luftzug, der durch das krumme Gäßlein pfiff, machte das Frauengewand flattern, das in der Tiefe des Bogens kaum sichtbar erschien. — „Euphemia!" rief der fleißig spähende Raphael, und umklammerte die Wartende. — Grollend halb sich in Lieb' ergebend, lag Euphemia in des Magisters Armen, und entgegnete seinem Minneruf: „Wolltest Du mich tödten mit Sprödigkeit? hab' ich das um Dich verdient?— „Verzeih, verzeih, mein Lebensbaum, Du holdes, grünes Myrthenreis meiner Zukunft! . . ." bat hinwieder der Liebende, und erzählte die Ver- und Wiederumwandlungen seiner Gefühle, und verschwieg nicht eine Silbe von den Vorwürfen seiner schulmeisterlichen Melancholie, nicht den leisesten Schatten seiner wechselnden Gedanken; verachtend, was er gestern hoch gehalten, schmähend die Versuchung die ihn zur Abtrünnigkeit vom Heiligsten hatte verleiten wollen, auf's Neue beschwörend seine wiederbefestigte Treue, und deren

Triumph ausmalend bis in's einzelne. Darüber verging viel Zeit, und es koste sich so ungestört und vertraulich unter'm finstern Schwibbogen, und die gewitterliche Dämmerung draußen vermehrte die Vertraulichkeit und Sicherheit in solchem Grade, daß auch Euphemia kein Ende fand, dem Geliebten zu sagen, daß sie nimmer von ihm lassen werde und allen Lockungen vorziehen wolle, ihm nachzugehen durch die weite Welt, da der Zorn des Vaters ihn ohnehin zu Salzburg nicht dulden würde. „Du mußt gehen, Du mußt fliehen," sagte sie streng ermahnend zu dem Staunenden: „meine Brüder und Verwandte sind schon vom Vater aufgewiegelt. Er hat geschworen, Dich blutig entgelten zu lassen, was Du beim Abschiede ihm mit trotzigem Muthe gesagt. Wie nanntest Du Deine Heimath, Seele meiner Seele, o Herz, mein Herz?" — „Am Saum des Odenwaldes steht meiner Eltern bescheidenes Haus, Euphemia. Gleich weit ist es von Frankfurt und von Heidelberg entfernt." — „So warte meiner auf der allernächsten Messe zu Frankfurt. Die Tochter des savoyischen Krämers wird ihren Vater dorthin begleiten, und ich will mit ihr kommen, wie mein Vater mir und dem Bruder Veit schon lange erlaubt hat. Harre meiner so gewiß, als ich Dir folge, und laß uns weit von hier beglückt und selig seyn!" — Ehe noch der bestürzte Raphael zu antworten vermochte, fuhr Euphemia erschrocken zusammen; der Donner murrte dicht ober des Paares Häuptern, und schweflicher Dunst erfüllte die Luft. Die Liebenden sahen mit Erstaunen, — so gänzlich waren sie im Anschauen ihrer Schönheit versunken gewesen, — daß die Gasse voll von Leuten war, die rasch vorüber liefen, schreiend und sich geberdend, wie Unsinnige. — „Feuer!" brüllten wilde Stimmen. „Der Blitz, der Blitz!" heulten wieder andere. — In den Lärm klang der Schlag der fünften Stunde, der Jammer des Sturmgeläuts. —

Raphael kam von Euphemia's Seite weg, ohne zu wissen, wie? Eine unbeschreibliche Angst peitschte ihn von dannen. „Fünf Uhr! fünf Uhr! wenn's zu spät wäre!" seufzte er, seine Schritte beschleunigend, so gut als es sich in dem Menschengedränge thun ließ. Die Linzergasse strahlte wider von den Flammen, die aus dem Stadtbruderhause aufloderten. Der Brand war aus den Wolken, wie ein niederstoßender Adler, auf das Dach des Spittels gefahren, und schlug dort lustig die feurigen funkensprühenden Flügel. Was da auf menschlichen Beinen ging, lief heran, um zu helfen oder zu gaffen, um zu horchen dem Geschrei der alten Pfründner, und dem wilden Toben der Wahnsinnigen, die in ihren Kodern zu verbrennen füchteten, oder um selber zu schwatzen und zu zetern, wie bei solchen Unglücksfällen der Brauch ist. — Mit verdoppelter Ellenbogenkraft verschaffte sich Raphael endlich den Eintritt in's weiße Roß; die Thüre des Doktors war verschlossen. Der Magister flog die Treppe hinan auf den Speicher, in die Kammer. Der Trank der Unsterblichkeit stand unberührt auf seinem Platze; auf dem Dachvorsprung lungerte aber der einfältige Claus, und ergötzte sich am Schauspiel des Brandes. „He!" rief ihn Raphael an: „was ist mit dem Meister?" — „Er schlief so fest; ich habe ihn eingeriegelt." — Oeffne schnell, Du träger Knecht." — „Er hat oft nach Euch gerufen, Herr, mancherlei Gesichter geschnitten, und gen Himmel gedeutet, wie ein Verzückter; doch ist er ruhig geworden und entschlafen." — „Entschlafen, entschlafen zum Tode!" zürnte der Magister mit bleichen Lippen, und warf auf den Diener die Schuld, die er selber trug. Mit der Seelenangst eines Verbrechers huschte er an's stille Bett des Schlummernden, der auf der linken Seite lag. Ein einziger Blick verrieth dem Magister den ganzen Umfang der Folgen seiner leichtsinnigen Verspätung. Der letzte Kampf hatte

des Arztes Züge verändert, sein Auge starr gemacht; die Lippen klafften, jeder Hauch der Lunge war erstorben. Die Feder, die Raphaels bebende Hand an Paracelsi Mund brachte, regte sich nicht im Mindesten. Mehrere Löffel voll der Essenz des Lebens, die der entsetzte Schüler dem Todten einflößte, riefen nicht mehr die Farbe auf das zerstörte Antlitz, nicht den Athem in die kalte Brust zurück. Jegliches Leben in des Heilkünstlers Elementarleib war zu Ende gegangen. Raphaels Betrübniß kannte keine Gränzen. — Als jedoch die beschiedenen Zeugen, die sich ebenfalls bei der Feuersbrunst verspätet hatten, nach und nach eintrafen, und stumm betrachtend sich um die Leiche reihten, verbarg der Magister unwillkürlich das Gefäß, worinnen das Elixir, unter seinem weiten Mantel, empfahl den wenigen Freunden des Theophrastus dessen Ueberreste, den Testamentsvollstreckern dessen Habe, und schlich nach seiner Behausung. Es war Nacht geworden, und der heftige Regen hatte den Brand gelöscht, die wogende Menge verscheucht. Auch im Haupte des verwaisten Schülers war für geraume Zeit das Licht erloschen, auch in seinem Herzen war es öde geworden. Mehrere Stunden verträumte er, in die Lampe starrend; ein guter Theil der folgenden schwamm dahin auf seinen Thränenfluthen. Die Nacht schickte sich an, zu Ende zu gehen, als des Magisters nasser Blick auf die Flasche des Diamanten-Elixirs fiel. Sie stand in einer dunkeln Ecke, neben dem triefenden Mantel, und der Inhalt der Flasche leuchtete, wie der bononische Stein. — Um sich zu zerstreuen, trug Raphael das Gefäß auf seinen Tisch, und nahm behutsam den Glaspfropf davon. Das Elixir, von dem er in der Herzensangst mehr als die Hälfte an die Leiche verschwendet, war geruchlos, leuchtete aber schön und still. An den Pfropf war mit Siegelwachs ein sorglich gefaltetes Papier befestigt, das Raphael ablöste. Er fand auf demselben in griechischer Sprache, und zwar nicht von der Hand des Para=

celsus, der das Griechische nicht geachtet, und wohl auch nicht sonderlich verstanden, Folgendes geschrieben:

„Dieses ist das geheime und göttliche Werk, das nicht „Hippokrates, nicht Galen, nicht Avicenna und nicht Al„bertus Magnus gekannt haben. Hermes hat es ergrün„det und erfunden; Aristoteles hat einiges davon gewußt. „— So wie gewiß ist, daß nichts auf Erden, so den „menschlichen Leib vor dem Tode bewahrt, so ist den„noch tausendmal wahr, daß es ein Ding gibt, so die „Verderbniß aufhebt, die Jugend erneuert und das kurze „Leben, wie an den Erzvätern geschehen, verlängert. Die „Kunst ist jedoch immer länger als das Leben. Ohne „Gottes Erlaubniß besteht nicht die Kunst; daher muß „sie mit Gott angegriffen werden, und dieses Elixir ist „kein Teufelswerk, und wird nur gottesfürchtigen Leuten „zu Nutz und Frommen seyn. — Das Recept zu dem „Diamanten-Extract ist nebenangeschrieben. Der Ge„brauch ist aber dieser: Von diesem Saft des vollendet„sten mineralischen Körpers genügt ein kleines Maß, „um des Menschen Leben weit hinaus zu rücken. Je „nach dem Alter wird weniger oder mehr zu brauchen „seyn. Dem Manne und dem Weib in der Vollkraft „ihres reifern Alters gib eine ehrliche Dosis; und mag „diese Arznei alle fünf und zwanzig Jahre angewendet „werden, so ist nicht zu bezweifeln, daß das also ge„stärkte Leben dauern dürfte durch mehrere Jahrhunderte. „Der Leib des Arzneienden wird bleiben, wie er ist zur „Zeit des Gebrauchs; nicht jünger und nicht älter wer„dend, frei von allen innerlichen Krankheiten; doch schützt „der Wundertrank nicht vor dem Schwert, dem himm„lischen und irdischen Feuer, und überhaupt vor jeder „gewaltsamen Todesart, die des Menschen Gestirn über „denselben verhängen möchte. Nicht rathsam ist ferner, „daß nach einem zurückgelegten Jahrhundert der Mann „noch einmal sich beweibe, oder das Weib noch einmal

„nach dem Ehemann trachte; die Kräfte des Elixirs „würden alsdann dem sinkenden Haus der Sterne folgen, und von den Elementen verzehrt werden. Es „prüfe sich ein Jeder indessen strenge, bevor er von diesem göttlichen Werke gebrauch macht. Allerdings ist „ein langes Leben kostbar dem Philosophen, und der „Ehrgeizige wird stets sein Glücksziel damit erreichen, „weil nach langem Warten immerdar der unermüdlich „Ausdauernde zu seinem Endzweck gelangt. Doch hat „hingegen ein überaus langes Daseyn ebenfalls seine „Beschwerden. Wer nicht reines Herzens ist, wer der „Sünde fröhnt, stehe ab, von dieser Essenz zu kosten. „Je länger hienieden des Sünders Leben, je qualvoller „drüben des Sünders Ewigkeit. Gib auch nicht den „Dummen von dem Elixir zu versuchen; sie sollen der „Welt nicht eine immerdauernde Last seyn, sie sollen so „bald als möglich im Paradiese den Verstand gewinnen, „der ihnen auf Erden versagt worden. Gib auch nicht „davon zu trinken den Beladenen, den Kindern aller „Schmerzen: ihre Heimath ist im Schooße des himmlischen Vaters; gönne sie ihnen bald. Gib von dieser „Arznei nur den Starken, den Herzensreinen, die sich „nicht fürchten vor den Früchten der Erkenntniß; weil „die Erkenntniß im Menschen wird wachsen ohne Unterlaß, bleibt gleich sein Leib derselbe. Denn die Seele „kömmt von Gott und trachtet stets nach seiner Vollkommenheit. Dieses zur Lehre, und nichts weiter."

Raphael überlas vielleicht ein Dutzendmal den vielverheißenden Zettel; mit hastigem Blick suchte er nach dem Recept: es war nicht vorhanden. Aber das unschätzbare Elixir stand vor ihm; obschon zur Hälfte vergeudet, barg es dennoch die Lebenskraft mehrerer Jahrhunderte in sich. Eine neue Weltansicht, ein Muth- und Kühnheitsdrang, wie Raphael noch nie gekannt, blitzte aus dem Flammenkern des geläuterten Diamants in sein

Gehirn, in seine Brust. Ohne sich lange zu prüfen, ohne lange mit seiner Herzensreinheit zu Rathe zu gehen, trank er nach Vorschrift des griechischen Weisen von der Essenz des Edelsteins, trank einmal, zweimal, dreimal, und wurde in einem Augenblick der Erbe des köstlichsten Schatzes, den Paracelsus hinterlassen; des wundervollen Lebens, das dem Alchymisten selber nicht beschieden gewesen. — Als der Hahn rief, als das bleiche Morgenlicht hinter Regenwolken hervorbrach, war's geschehen; und — sey es nun die Kraft der Arznei gewesen, die sich plötzlich in Raphaels Gliedern entwickelte, oder die kecke Zuversicht des Glaubens an des Arcanums Wirksamkeit, die sein Herz frischer schlagen, seine Lunge mächtiger athmen machte — von Stund an war der blöde, zagende, mit Zweifeln kämpfende Magister ein ganz anderer Mensch, denn zuvor. Es kam ihm vor, als ob sein Haupt in die Wolken gewachsen wäre, als ob seine Sohlen mit eiserner Gewalt ihre Spuren der Erde eindrückten, wie man wohl an der Fährte des sehnenkräftigen Hirsches dann und wann zu bemerken hat.

Die kleine Welt in seinem Kopfe blühte, wie noch nie geschehen, in unendlicher Pracht; eine prunkende Treppe von großen Sehnsuchtsgedanken, eine lange Reihe von Eroberungsvorsätzen baute sich aus dem Mittelpunkte seines Verstandesgebiets empor, um sich an die Sterne zu lehnen. Sehnsucht nach Allem, was im Schöpfungskreise zu ersehnen, Begierde nach Allem, was darinnen zu erobern, erfüllte die Seele des Mannes, der ein Leben, so zu sagen ohne Ende, — der eine Fülle von Geistes- und Körperkräften ohne Abnehmen in der Flasche verwahrte, die in seinem Schranke stand. Niemand wußte um seinen Reichthum, Niemand ahnte, daß er über viele Menschenalter zu verfügen hatte. Wie arm kam dem heimlichen Erben des großen Theophrast der Begütertste auf Erden vor! Wie mitleidig sah er nieder

auf das Werktagsgetümmel, und auf die erbärmlichen Hoffnungen der Menschen, die nur sechszig oder siebzig Jahre vor sich haben: siebzig elende fingerlange Jahre, um all' ihr Gepäck von Jugend und Alter, von Wachsthum und Zerbröckelung, von Freud und Leid, von Geld- und Ehrgeiz zu fassen; fingerlange elende siebzig Jahre, von denen die Hälfte obendrein ein lebendiger Tod ist, weil sie dem Schlummer gehört, oder der Hülflosigkeit des Säuglings und des Greisen; der Krankheit und dem Mißvergnügen; den langweiligen Formeln des Taglebens, bei denen Geist und Leib gleich unthätig sind, und der Frohnarbeit, an der das Daseyn klebt, als an einer kargen Amme! — „Arbeit ist schön, beruhigend, erhebend," sagte Raphael: „aber verwünscht sey das Tagwerk, das ich mit Widerwillen verrichte. Entbehrungen sind heilsam, aber verwünscht sey das Leben, das nur eine Kette von Entbehrungen ist! Ich will nicht mehr ein Sklave der Kranken seyn, nicht mehr meine Kunst um schnöden Liedlohn einem Jeden preisgeben. Mich drängt ja von nun an die Zeit nicht mehr; ich habe deren so viel vor mir, daß ich, meinem Forschungstrieb genügend, die ganze Schöpfung auswendig lernen kann. Wann den elenden kurzlebigen Grüblern die Augen müde und unbelohnt im ewigen Schlafe zufallen, werde ich noch wach seyn, und alle Geheimnisse mir aneignen; und weil in der Summa der Geheimnisse auch das Arcanum des Diamants mitbegriffen, so werde ich auch dieses erobern, präpariren, gebrauchen und — unsterblich seyn!" — Stolzer Hoffnungen voll, ging Raphael, nachdem er die wohlversicherte Flasche in einen Winkel seines Kellers verborgen, aus dem Hause. In den Kirchen wurde wegen eines feierlichen Anlasses das „**Salvum fac imperatorem**" gesungen; mit Achselzucken ging Raphael vorüber, weil der Kaiser Karl ihn dauerte. Wie bald mußte nicht der Tod den Allgewaltigen ereilen? Vor

dem Bilde des Pabstes Paul lächelte der Magister mitleidig. Der alte Mann stand ja schon mit einem Fuß im Grabe! Was fragte Raphael mehr nach Krone und Tiare auf schnell dahinwelkenden Köpfen!

Er half den geschiedenen Meister zur Erde bestatten. Es war ihm wohler noch als zuvor, da Gruft und Sargdeckel zwischen ihm und Theophrasti Gesicht, das ihm zu zürnen schien, geschlossen war. — „Ich lebe das Leben, das eigentlich ihm gehörte," sagte Raphael in seinen Gedanken: „Der todte Gläubiger ist des Schuldners guter Freund." — „Friede den Lebendigen, den Begrabenen die ewige Ruhe!" schrieb er mit leichter Hand auf das Denkmal des Paracelsus.

Sodann wohnte er dem Erbverzeichnisse in der Stube des Doktors bei, und spottete im Innersten der Habsucht des rothen Barbiers Andreas Wendel, der in allen Ecken, selbst im Schornstein und unter dem Dielenboden nach Recepten und Arzneien suchte, die ihm vermacht waren. Pulver und Salben, Latwergen und Wurzeln gab es, um einen weiten Sack zu füllen. Receptbücher fehlten auch nicht; dennoch spürte der Bader immer ängstlicher in Staub und Asche herum. — „Was sucht Ihr?" fragte ihn Raphael lächelnd. — „Den Stein der Weisen, beim Wetter!" versetzte der eifrige Erbe: „Der Doktor hat ihn gehabt, hat mir's tausendmal betheuert, dennoch finde ich ihn nicht. Unnütze Krystalle genug... aber der Stein der Weisen, wo der?" — „Der Phönix, der ihn gelegt, wird ihn zu Nest geholt haben, um ihn auszubrüten," scherzte der Magister. Aber der Rothkopf verzog mißgünstig die Lippen und erwiederte: „Wäret ihr nicht etwa selber der Phönix, der zu Neste trug, was einem andern gehört?" — Raphael sah den Bader geringschätzig an, ohne ihm zu antworten, und ging seiner Wege. — Was fragte er nach dem Argwohn des habgierigen Wendel?

—

Da nun der Meister bestattet, hatten sich Raphaels Gedanken, von Sorge und Trauerpflicht entkleidet, mit verdoppelter Macht der Liebe zugewendet, und der Magister war im Begriff, einem wichtigern Gegner, als der rothe Bader war, entgegen zu treten: dem alten Virgil Fröschlmoser. Des Rathsherrn Stand und Vermögen schüchterte Raphael nicht mehr ein. Aufrechten Hauptes trat er bei Ephemia's Vater vor, der ihn verwundert, mürrisch, ja selbst auffahrend empfing. Der Magister schnitt dem Rathsherrn die Rede, und den drohenden Befehl, das Haus zu verlassen, vom Munde weg. Sein Spruch war klar, verständlich, und nichts Geringeres als eine unumwundene Werbung um Euphemia's Hand. Raphael ließ seinen künftigen Schwiegervater in ein goldenes Reich der Verheißung schauen, rühmte sich der beneidenswerthesten Zukunft, und wie er im Stande sey, die Braut und Alle, die ihr angehörten, zu den glücklichsten Menschen zu machen. Seine Beredsamkeit wirkte Wunder: Fröschlmoser bändigte seinen Zorn, horchte, lauschte, wurde stets aufmerksamer, es flog endlich sogar ein gewisses Lächeln über sein breites Angesicht. Raphael ahnte in diesem Zeichen sein nahes Glück. Als er vollendet, antwortete der Rathsherr mit geheimnißvollem Wesen, wie er's in den Magistratssitzungen gelernt hatte: „Es ist Alles schön und gut, was Ihr da sagt, Meister Raphael. Aber eine dritte Person hat den Ausschlag zu geben." — „Eure Tochter? wo ist sie, die mich so heftig liebt, als ich für sie empfinde?" — „Daß sie Euch heftig liebt, weiß ich nur zu genau," versetzte Virgil, und wurde etwas bleich unter dem grellen Farbenspiel seiner Wangen: „sie büßt noch zu dieser Frist, in ihrer Kammer eingeschlossen, ihren Ungehorsam. Ich gehe, sie hieher zu führen. Wartet fein." — Der Vater ging langsam, schleppenden Schritts. Der Werber wartete geduldig, und zierte sich in Gedanken mit einer Triumph=

krone von Lorbeer und Liebessternen, um sich für seine wohlangewendete Dreistigkeit zu belohnen. Doch blieb der Vater lange weg; kein Laut war im alten Hause zu hören. Der Erwartung Qual schlug immer höhere Wellen an das Herz des Liebenden hinan. Er trippelte ungeduldig von einem der schmalen Stubenfenster zum andern; um sich zu zerstreuen, heftete er sein Auge an das muntere Spiel von kleinen Vögeln, die im engen Hof auf- und niederflogen, als ob sie auf dem einzigen Sonnenstrahl, der dahin drang, wie auf einem goldenen Seile tanzten. Aber auch diese niedlichen Spiele riefen dem Zuschauer der Liebe Schwung und Flug und Muthwille in's Gedächtniß, und beklommener wurde stets seine Brust. — Da flattert etwas Weißes in der Höhe des Dachs, und Raphael glaubt das Fittichrauschen der Venustaube zu vernehmen. Er blickt empor: aus schmaler Oeffnung zwischen den Schindeln der Bedachung weht ein Tuch, ein Schleier, irgend ein Feldzeichen der Minne. Die Hand, die es schwingt — sie ist nicht zu verkennen. Weißer noch als das Schleiergewebe, blendender noch als der Sonnenstrahl, umspannt von der wohlbekannten Granatenschnur, kann diese Hand nur Euphemia's seyn. Aber das Dunkel und die Enge der Oeffnung in dem Dache versagt dem schärfsten Blick die Wonne, in's Angesicht der holden Fahnenschwenkerin zu schauen. Dagegen streckt sich auf der andern Seite des Ueberbaues, durch ein schmutziges Gitter, ein feister, rother Arm, und die Hand desselben winkt mit plumpem Finger, und hinter dem Arm zeigt sich leise hustend der verstörte Kopf der mitwissenden Beatrix. — „Eingesperrt!" ruft die Getreue zum Magister herüber: „seit gestern eingesperrt. Alles ausgekommen; helft der Jungfer, dann hab' auch ich ein wenig Hoffnung. Bitt' für uns, o Herr!" — Diese Worte, so einfach sie ersonnen, so heimlich sie herüberschwirrten, wie das ferne Krächzen

einer Dohle, erschütterten das Ohr des Hörers gewaltig. Euphemia noch im Kerker; Beatrix ihr Schicksal theilend! So war denn Alles, was Virgil gesprochen, Lüge und Verrath? — Raphael sprang zur Thüre. Das Schloß war zu, und fest, und nicht aufzurütteln. Der Magister versuchte mit gewaltigem Schulterdruck die Oeffnung zu erzwingen . . . vergebens. Jenseits der Riegel lachten muthwillige Jünglinge, Euphemia's Brüder, seiner Wuth. Raphael tobte und schmähte. Sie erwiederten Gleiches mit Gleichem. Da wurde ein Geräusch auf der Stiege laut; die Spötter verstummten; auch der Gefangene lauschte mit keuchender Brust. Er erwartete seiner Freiheit Wiederkehr. Die Riegel fielen: die Hand, der sie wichen, war rüstig, wie die eines Befreiers. Dem hastigen Schlüssel ergab sich das Pfortenschloß; muthig und dankbar zugleich gesinnt, stürzte der Magister den Rettern entgegen . . .! grausame Täuschung: er taumelte in den Hellebardenkreis erzbischöflicher Soldknechte und städtischer Häscher. — Eine Stunde darauf stand er, ein Gefangener, vor dem Erzbischof selber.

Der Fürst war ein frischer, lebendiger Herr, in seinen besten Jahren; hatte nicht viel Geistliches an sich, weder in der Kleidung, die eines schlichten Edelmanns war, noch in seinem Gemüthe; wenn nicht eine starre Unduldsamkeit gegen Irrende, Abtrünnige und Ketzer dafür gelten mochte. Wie es noch zu seiner Zeit erlaubt war, regierte er als Erzbischof, ohne die priesterlichen Weihen erhalten zu haben. Er war deßhalb nicht schlimmer als seine Vorgänger. An Arbeitsamkeit kam ihm nicht Einer gleich; er hatte ein offen Ohr und Herz für die Bedrängnisse seiner Unterthanen, half gern dem Gewerbe auf, und förderte den Reichthum des Landes, indem er die vernachläßigten Bergwerke als wohl unterrichteter Mineralog und Hüttenkundiger verbesserte. Mathematik, Astronomie und Chemie waren ihm befreundete

Wissenschaften. Er hatte, das „große Werk" zu treiben, den Paracelsus bei sich aufgenommen, und in der kurzen Frist eines Jahres manche Stunde neben dem Wundermann am Schmelztiegel zugebracht, um aus rauhen Stoffen den metallischen Geist, die feine ewige Substanz, **Sal, Sulphur** und **Mercurius** zu befreien, die das Gold erzeugt. Raphael, der Genoß der Arbeiten seines Meisters, war dem Fürsten gut bekannt. Daher redete ihn Erzbischof Ernst nicht allzustreng an:

„Was muß ich hören, Magister? Kaum ist Dein erlauchter Lehrer zu den Schatten gegangen, und schon erhebt die Welt Klagen gegen Dich? Danke es dem guten Vernehmen, so zwischen mir und dem verlebten Doktor Theophrastus geherrscht, daß ich nicht gestatten will, Dich dem gemeinen Richter zu überantworten, daß ich selber der **sumus arbiter** Deines Schicksals seyn will. Dennoch hab' ich Deinen Meister nicht zu loben, sondern wohl gar zu tadeln, indem alle seine Verheißungen, das große Werk betreffend, eitel Lügen und Dunst gewesen sind. Aber der Mensch soll nicht sein Mißvergnügen allein anhören, daß ein übler Fürsprecher des Fehlenden ist. Ich will gerecht und gnädig mit Dir seyn, insofern Du bekennst, und zwar bekennst ohne Zwang."

Der Magister hörte mit Erstaunen, daß der Rathsherr Fröschlmoser ihn hatte verhaften lassen, und daß mittlerweilen auch Andreas Wendel beim Richter gegen ihn geklagt. „Wessen beschuldigen mich diese Leute?" fragte Raphael. — Der Erzbischof versetzte: „Der Bader schilt Dich einen Dieb, der aus seines Meisters Verlassenschaft den Stein der Weisen gestohlen." — „Wollte Gott, ich hätte das kostbare Geheimniß! Ich wollte den Raub gegen den einfältigen Bader schon verantworten."

„Virgil Fröschlmoser," fuhr der Erzbischof fort, „bezüchtigt Dich, daß Du seiner Tochter vermittelst böser Kunst die flammende Lieb' in's Herz gepflanzt; daß Du

den Brand im Stadtbruderhause, das eine Stiftung der Fröschlmoser ist, angezettelt habest, um ihm dem Rathsherrn, Herzeleid zuzufügen, und eine buhlerische Zusammenkunft mit seiner Tochter zu bemänteln." — „O heilige Einfalt eines heimlichen Evangelischen!" rief der Magister im höchsten Grade überrascht und erbost: „werdet Ihr dem mondsüchtigen Verläumder glauben, gnädigster Herr? Daß ich seine Tochter Euphemia liebe, daß ich herzlich froh bin, wenn die Minne, die sie empfindet, recht heiß und ewig brennt — ich läugne es nicht. Doch sey verwünscht bis in die Hölle, was er mir ferner andichtet, der falsche Christ!"

Der Fürst nickte verschmitzt lächelnd und sagte: „Gut, gut; ein falscher Christ, wie Du sagst, dessen Neigung zum Seelentod ich schon begriffen habe, und der als schlimmer Neuerer ohne Zweifel früh oder spät der Gerechtigkeit verfallen wird. Sein Ruhm war im Bauernaufruhr, unter meinem Vorgänger Matthäus, nicht gar fein. Wie steht's aber mit Deinem Glauben, Raphael? Ich will hoffen, daß er ächt sey, obschon Dein seliger Meister dann und wann dem Luther ein Kerzlein angesteckt hat?"

Der Magister betheuerte die Aufrichtigkeit seines angestammten Kirchenbekenntnisses. Der Erzbischof erwiederte scherzhaft: „Da Du also ein getreues Schäflein bist, will ich Dir, so gut ich kann, aus der Klage helfen. Darfst Dich nicht fürchten. Ein Christ, wie Du, hat sich nicht zu ängstigen, daß man in seinem Hause Verdächtiges finden werde; und just zu dieser Frist befindet sich der Richter in Deiner Wohnung, um dort Alles genau zu untersuchen."

Raphael erschrack gar sehr; schon sah er das Wunder-Elixir in des Baders täppischen Händen. Doch verhehlte er, was ihn bewegte. Der Erzbischof fuhr gnädig und vertraulich fort: „Was Dich angeht, will ich Dir nur

Eins sagen. Der Meister Paracelsus hat Dich immer als seinen besten Schüler gepriesen, und Du hast ihn viel geliebt, da Du ihm weit vom Rheine her gen Salzburg nachgereist bist. Ich würde Dich gern und stracks zu meinem Leibarzt machen, wenn Du noch etliche Jahre älter wärest. Männer meines Standes müssen jedoch Graubärte als Doktoren um sich haben; es ist um der Leute willen. Geh' hin und reise noch ein paar Jahre; ich will Dich unterstützen. Lerne die Welt kennen und Deine Gelüste besiegen. Glaub' mir, die Fröschlmoserin, die Euphemia, ist nicht für Dich. Ein verdrießlicher Minnesänger aus der alten Zeit würde sagen, sie sey eine Lilie, von welcher die herbe Sonne schon den Morgenthau geleckt . . . Geh' hin, und vergiß sie, wie sie alsobald Dich vergessen wird. Deiner zu gedenken, wird der Vater Virgil beharrlicher seyn, und es ist Dir wahrlich nicht zu rathen, hier zu bleiben, denn des Rathsherrn Söhne sind böse Buben, wie seine Knechte; sein ganzes Haus ist eine Heidenbrut ohne Treu' und Glauben."

In diesem Augenblicke traten der Richter und des Erzbischofs Abgeordnete vor den Fürsten, und geleiteten die Kläger an seinen Stuhl; auch trug der Schreiber des Gerichts das allerdings in Raphaels Keller gefundene Gefäß; doch war es mit des Richters und des erzbischöflichen Marschalls Sigill bestens beschlossen. — „Ade, Ade, Unsterblichkeit!" seufzte der Magister in seinem Sinn, und gab seinen Schatz verloren. Denn der Bader behauptete, in dem Gefässe stecke die höchste Kunst der Alchymie; der Rathsherr beschwor, der Liebestrank, der seiner Euphemia den Kopf verwirrt, sey darinnen enthalten, und — was noch schlimmer war, als der Anspruch Beider — der Erzbischof selber warf verlangende Blicke nach dem Mysterium in der Flasche. — Nur eine geschickte und kecke Lüge konnte dem Magister das Kleinod retten. Während er in Noth befangen, sein Gehirn

brandschatzte, sprach der Fürst mit hinterlistiger Gravität zu den andringenden Klägern:

„Beim heiligen Rupertus, der uns allen gnädig seyn wolle: Eurem Ansinnen, ihr guten heftigen Männer, ist nicht zu willfahren. **Lapis Philosophorum**, sagst Du, Andre Wendel? Als ob nicht männiglich bekannt wäre, daß der Stein der Weisen zu suchen in einem Pulver, das unedles Metall in Gold tingirt? Und wäre auch diese Essenz oder Mixtur, was Du begehrst — wie könntest Du beweisen, daß sie zu des hochgelehrten Paracelsus Habe einst gehört hat? — Ein Philtrum, sagst Du, Virgil Fröschlmoser? Als ob wir nicht Alle wüßten, daß die Liebe vom Aug' zum Auge, vom Mund zum Munde bringt, daß sie geht von Hand zu Hand, und daß sie nicht im Magen, sondern im Herzen ihren Sitz einnimmt? Geh', geh'; dieses Meisters Raphael Gestalt und seine süße Rede sind der Zauber gewesen, an welchem Deine Tochter sich bethörte. Noch thörichter aber als der Dirne Streben ist Deine Anklage, daß Raphael das Spittel angezündet. Hat nicht des Himmels Strahl vor aller Menschen Angesicht die Brunst erregt? Dringe nicht darauf, daß einem Unschuldigen der Scheiterhaufen erbaut werde. Wie, wenn der Blitz aus der Höhe gegen Dich, gerade gegen Dich zeugte? Wie, wenn er herabgefahren wäre, um darzuthun, daß es der frommen Stiftung Deiner andächtigen Vorfahren nicht ferner gezieme, den Namen des Enkels zu führen, der nicht mehr so glaubensrein ist, wie jene ächtkatholischen Männer gewesen? Hebt euch von dannen Beide!"

Nach diesem Urtheilsspruch, der seiner Kürze und Willkür halber einem der alten wilden Kaiser von Rom gut angestanden haben würde, zogen sich die Kläger zurück; blaß vor Zorn der eine, der andere roth von Verdruß, und nicht die besten Absichten waren es, die sie gegen den begünstigten Raphael im Schilde führten, und deren Bethä-

tigung sie der Zukunft anheimstellten. — Der Magister küßte seinerseits mit furchtsamer Dankbarkeit die Hände seines fürstlichen Richters, und wartete mit Bangigkeit der Dinge, die sich nun unter den vier Augen des Erzbischofs und des Beklagten begeben würden. — In der That hob der Erstere bald mit Tauben=Sanftmuth an: „Du siehst, Raphael, wie ehrlich Dein Herr Dich in seinen Schutz genommen. Sey dagegen nicht minder ehrlich mit mir. Sag' an, was in der Flasche enthalten. Wäre dieser geheimnißvolle Saft nicht etwa dennoch ein astrum, Gold oder Edelsteine zu erzeugen? oder ein wirksames Gegenmittel schleichender Gifte? oder die Tinktur des Lebens, von der unser seliger Paracelsus dann und wann ein Wörtlein fallen ließ? Sag' die Wahrheit fröhlich und ohne Hinterhalt. Ein hochgestellter Fürst, der Vielen gerecht seyn muß, und dem hinwieder Viele feind sind, bedarf eines vollen Schatzes für seine Freigebigkeit; bedarf eines Arcanums, das den Meuchelmord vereitelt; bedarf endlich eines langen Lebens zum Heil seiner Unterthanen. Ich hätte um des Schutzes willen, den ich Dir angedeihen lasse, schon Etwas Erkenntlichkeit verdient. Obendrein sollte Dir ein würdiger Lohn nicht fehlen, und ich würde dafür gerade nur mit Dir diesen Vorrath theilen, als ob Du einer meiner fürstlichen Brüder wärest."

Wie nun der Erzbischof die forschenden Augen nicht von Raphaels Gesicht verwendete, so bückte sich der Magister tief vor dem theilungslustigen Löwen, küßte abermals die gnädigen Hände und des herzoglichen Pelzrocks Saum, und sprach mit Reineckes biederherziger Stimme: „Euer Knecht, Erlauchter, hätte nicht auf Euern Wunsch und Befehl gewartet, um Euch dankbarst zu überreichen, was schon nicht mehr sein ist, da es Euch gefällt. Nehmt hin die Flasche, die mein Kostbarstes, die Frucht von tausend mühsamen Experimenten enthält, und der Himmel segne Euch in jeglichem Geschäft. Doch muß ich meinem Herrn

mit Fleiß und deutlichst vertrauen, welche Kräfte in diesem Magisterium — etwas anderes ist diese Mixtur nicht — enthalten sind. Es erzeugt leider nicht das Gold, ein Geheimniß, das mit Paracelsus zu Grabe gegangen ist; es verlängert auch nicht das Leben, als nur etwa auf mittelbare Weise; es ist nicht ein Mittel gegen Gift, und andere schädliche Substanzen, insoferne wir unter selben körperliche Dinge voraussetzen. Aber eine probate Arznei gegen alles Gift, das der Seele und dem Verstande droht, ist es gewiß und wahrhaft. Darum habe ich nicht gezögert, diese Mischung **Robur Sapientiae** zu nennen. Eine geringe Dosis reicht hin, dem Gelehrten und Weisen, der nur für die Wissenschaft und die göttlichen Künste leben will, Alles zu verleiden, was die Welt an Lockungen darbietet. Demjenigen, der diesen Balsam der Einsiedler gebrauchen will, bleibt nichts auf Erden theuer, als gerade nur sein Studium, sein Gebet, seine Betrachtung. Ihm wird Alles eitel; die Reize der Natur berühren ihn nicht mehr. Er tauscht gleichgültig die Wüste ein gegen ein Paradies, denn die Wälder sind ihm grau und dürr; der Vögel Gesang stört nur sein müdes Ohr; ihm ist gleich, ob Winter ist, ob Sommer. Alle Freuden des Weltlebens werden matt und abgeschmackt vor seinen Sinnen. Die Jagd wird ihm zur peinlichen nutzlosen Ermüdung; er wirft den Weinpokal von sich und schlürft nur Wasser, um nicht zu verdursten; die Tafel ist ihm eckelhaft: das schlechte Brod genügt ihm; der Scherz, der Tanz, des Feierabends Kurzweil ist ihm unleidlich; er haßt die Weiber, wenn er sie auch vordem noch so heftig geliebt. So weit die Leiter der irdischen Genüsse reicht, ist nichts, das dem also gestärkten Weisen die geringste Lust bereitete. Ihr seht ein, erhabener Fürst, daß die Seele und der Geist doppelt gewinnen müssen, was der Leib einbüßt. Nichts ist der Nüchternheit des Verstandes, der Geduld des Forschers, der Mühe des Lernenden, der Andacht und

Gottseligkeit des Priesters und des Anachoreten förderlich, wie dieses Magisterium. Nehmt es hin, obschon ich mich mit einigem Leide von ihm trenne. Doch werd' ich meinen Lohn in der Ueberzeugung finden, daß nie und nirgends diese Arznei besser angewendet seyn wird, als bei einem Fürsten, wie Ihr seyd, Gnädigster, der, sich aufopfernd für das Beste seines Volkes, gern die letzten Schlacken irdischer Versuchung wird aus seinem Leibe tilgen wollen, um seinem hohen Beruf Stunde für Stunde, Augenblick für Augenblick seines segensvollen Lebens ungestört widmen zu können."

Raphael schwieg mit der Begeisterung Röthe auf dem Antlitz. Der Erzbischof theilte jedoch diese Begeisterung sehr unvollkommen. Die Anpreisungen der „**Robur Sapientiae**" hatten manche Lieblingsneigungen des guten Herrn empfindlich gestreift. Er hetzte gern das Wild, ob Hase oder Bär; er liebte sehr den feinen Muskateller aus dem Fasse, das er seine „Braut" nannte: er war der guten Küche hold und die Kurzweil des Feierabends mit Spiel und Tanz schien ihm unerläßlich nach des Tages Arbeitsmühe; zudem mochte er auch das Weib wohl leiden, und hatte gar nicht zu viel an einigen muntern Söhnen, die seiner Vaterliebe hie und da lustig heranwuchsen. Daher machte der Fürst ein langes Gesicht, worinnen der Täuschung Verdruß und der Spott eines Lebemanns gleich deutlich zu schauen; er wies die dargebotene Phiole mit gnädiger Armbewegung von sich, und erklärte sich nach einigem Räuspern also: „Der heilige Rupertus bewahre mich, — nachdem ich jetzo Ausführliches von Dir gehört, ferner mein Begehren zu wiederholen. Ich bin nicht ein Gelehrter, nicht ein Anachoret. Ich muß leben mit der Welt, in ihr wirken, und kann mich daher auch ihren Schwächen nicht entziehen. Aber es wäre ein Diebstahl an den Weisen dieser Erde, wenn ich dieses Magisterium in meine Hausapotheke

vergrübe. Nein, Raphael; zieh' hin und verkaufe diesen Stoff an die Leute mit Schreibzeug, Tonsur und Doktormantel; sie können ihn häufig gebrauchen. Du selbst gebrauche ihn beharrlich; 's wird besser seyn, als wenn Du länger hier auf dem Pflaster bliebest, und der Tochter des Fröschlmoser nachstelltest. Willst Du einstens wiederkehren, wann der Winter des Lebens mein Blut in Eis und meine Gottesfurcht in Gluth verwandelt hat, so werd' ich Dich um das Recept dieses Magisteriums bitten. Für jetzo will ich sorgen, daß Du vor der Rache des Rathsherrn und des Baders geschützt seyest, und wohlbehalten über meine Gränzen kommst. Du sollst ein wackeres Geleit haben. Jedoch will ich das Geld sparen, was ich Dir zu geben Willens gewesen bin. Verkaufe tropfenweise nur den Inhalt dieser Flasche, und Du mußt ein reicher Mann werden, reicher als die Fugger. Ein Schelm, der nicht jedes Stäubchen Deines Magisteriums mit Gold aufzuwiegen bereit wäre! Gott befohlen, Raphael; mache gute Geschäfte, lieber Meister!"

Raphael nahm gerne hin die Geringschätzung des Erzbischofs, der ihn wie einen Thoren beurlaubte; die Verweisung aus dem Salzburger Land, und das spöttische Lachen, das ihn begleitete, als er mit demüthigem Kopfhängen aus der Thür von Cederholz in's Freie schlich. Hatte er doch sein Kleinod, seine Unsterblichkeit gerettet! Die Liebe selbst wurde überwogen von der Kraft des Diamants. Dieses sey indessen nicht gar so selten, melden alte Bücher.

Zweites Kapitel.

Im Vaterhause und auf der Frankfurter Messe.
1542.

Der Herbst trug noch das warme Gold des Sommers auf seinem vielfarbigen Mantel; er athmete milde Lüfte aus und sein Thronhimmel war blau. Der Herbst war ein Frühlingstraum unter Traubengehängen und Winzergesang. Der alte Jäger der mit Horn und Wehr in den Forst trat, und sich von neuerwachten Maikäfern umschwärmt, von wiedersprossenden Lenzblumen umblüht sah, mochte kaum seinen Augen trauen, staunte über Wind und Wetter und über seines wohlgeschulten Hundes Leichtsinn und kindische Zerstreuung. „Hab' ich doch Zeit meiner Tage solchen Herbst noch nicht erlebt, Dietrich," sagte der Jäger zu seinem rothbraunen Sohne, dessen Gedanken beim fernen Lieb am Rheingestade waren. „Hörst Du, Dietrich?" — „Freilich, Vater; und wir sollten heut' Sonntag halten. Mit den Hunden ist nichts anzufangen, und ich möchte gern zur Weinlese reiten; bring' Euch dann die süßesten Trauben heim, und einen schönen Gruß von meiner Hedwig." Der Vater schmunzelte, reckte noch einmal die Nase in den Wind, und meinte: „Der Hirsch wird nicht böse seyn, wenn wir ihm noch einen Tag gönnen. Aber der Graf dürfte zürnen; he?" — „Zürnen? wem? seinem ältesten Diener? Macht Euch keine Sorgen, Vater, aber gönnt

Euch einen guten Tag und erlaubt mir auch einen solchen." — So kehrten denn die Jäger um, und plauderten anfangs viel; bald lief jedoch der Junge schnell und schneller, und kam lang vor dem Alten heim, und klepperte schon auf dem Pferdlein den Berg hinunter, als der Vater erst zur Waldwiese gelangte, in deren Ecke das Forsthäuschen stand. Das Gebäude war alt. Der Rüde vor der Thür war ein alter Gnadenkostgänger, und die Hausmutter, die, vom Sohn benachrichtigt, den Förster auf der Schwelle des Hauses erwartete, war selbst, so wie auch ihr Gatte, alt, — o wie alt! Sie hatten sich im hohen Sommer ihres Lebens verheirathet, hatten lange, lange Jahre hindurch miteinander gehaust, und nur einen einzigen Kummer gehabt: daß sie einander erst so spät gefunden in der weiten Welt. Und dieser Kummer blieb stets bei ihnen, kam mit ihnen zu hohen Tagen, denn sie liebten sich immerdar. Die Kinder am Rhein erzählen von einem Engel, der den guten kleinen Mädchen alltäglich eine frische Rose auf's Kopfkissen legt. Sie dauert, sagen sie, den ganzen Tag und Abend, schläfert mit ihrem Wohlgeruch die Kleinen ein, und der Engel ist immer da, sie zu erneuern. Nun: den alten Försterleuten war ihre Liebe eine Rose, die ihres Lebens himmlischer Wächter täglich jung und frisch entknospt in's Haus bescheerte.

Und wie innig liebten sie sich! Ihre zitternden Hände hielten sich fest, wie vor sechs und dreißig Jahren, ihre morschen Herzen pochten lustig und im Einklang, waren sie einander nahe. Sie scherzten, wie die Kinder, hatten ihrer Seele Unschuld noch, wie fromme Kinder, und warteten mit unerschütterlichem Vertrauen des Augenblicks, da sie ihr Vater heimrufen würde, und zwar Hand in Hand, wie sie nicht zweifelten.

Die Hausmutter erwartete also ihren Gatten, nahm ihm das Jagdgeräthe ab, und sprach: „'s ist wacker von

Dir, daß Du umkehrst, Gerold. Hab' mich heut' recht viel nach Dir gesehnt. Setz' Dich auf die Bank, die Sonne scheint so warm. Der alte Feldmann ist davon erquickt, sieh', wie er daherkommt auf seinen vier steifen Beinen, wie er wedelt, und die Ohren schüttelt. Er hat Dich viel lieber, als das junge Hundevolk, das nur dem Fraß zuspringt. Wir wollen heut' im Freien essen, weil der Dietrich fortgeritten ist. Wir Beide haben eben Platz auf dieser Bank, wenn die Schüssel zwischen uns steht. Ich will mich schon tummeln, daß ich bald, bald fertig werde." — Der alte Jäger gab ihr vergnügt die Hand, und Martha kroch in die räucherige Küche. Gerold lehnte sich zurück, und schaute ruhig aus in den Wald, der gelb grün und roth funkelnde, als wie von farbigen Lichtern, und in dessen Wipfeln der Wind laut war, als rede er in vielerlei Zungen. — Der Jäger betete, wenn er es schon nicht wußte: er dachte an Alle, die ihm lieb waren, gedachte ihrer mit warmem Herzen, voll Freundlichkeit. — Mittlerweile schritt durch den Forst ein Mann daher, aufgeschürzten Gewandes, wie es einem Fußgänger zukömmt; den Stab in der Hand, den Reisesack auf dem Rücken; an der Hüfte führte er eine große Kugel von Blech oder Silber, gestaltet wie eines Pilgers Kürbisflasche. Der Mann war lustig und wohl bei Kräften. Oefters stand er still, wo der Forst gelichtet war, und schaute lächelnd in das Paradies am Rhein hinunter; Wiese, Wald und Jägerhaus standen ob der Bergstraße, am Saum des Odenwaldes, gleich weit von Frankfurt und von Heidelberg entfernt. Auch der Wanderer betete, denn auch er gedachte mit Lieb' und Hoffnung der Seinigen. Als er jedoch im Angesicht des Försterhauses war, und seinen Vater auf der Bank sitzend erblickte, gebickt und verwittert, so wie ehedem; im grauen Röcklein von ehedem, — da versagte ihm schier der Athem, und die Sprache kam ihm erst wieder, als der Jäger

ihm wohlgemuth die Arme entgegen streckte, und mit ruhiger Heiterkeit ausrief: „Grüß Dich Gott, mein Raphael! Ich habe just an Dich gedacht, und die Mutter ist beim Linsenkochen, und Du hast sie immer gern gegessen, und Du wirst müde seyn und hungrig, und da ist die Bank, und das Essen wird nicht mehr lange ausbleiben. Jetzo, Feldmann, hol' die Frau herbei!" —

Der Hund hinkte zur Küche, zerrte die Frau an der Schürze; sie wußte, was das bedeutete, und folgte dem Boten. Wie eine wahre Mutter den gerathenen Sohn begrüßt, empfing Martha ihren Aeltesten, und die schmale Bank hatte geschwind Platz für alle Drei. Zur Rechten den Vater, die Mutter zur Linken, saß der Sohn, und erzählte seine Abentheuer, bis die Linsen weich waren; und erzählte während des Essens, da die Schüssel von Knie zu Knie wanderte, und machte eine Pause nur dann, wenn die gute Mutter ihn fütterte, wie der Vogel sein Junges. Der Vater Georg sorgte für den Trunk, für vaterländischen Firnewein; die Heher im Walde machten Tafelmusik, so gut sie's können; die Hunde saßen schnappend im Kreise; zunächst bei'm alten Bekannten Raphael der steife Feldmann, der vertraulich seine Tatze auf des Erzählers Bein gelegt hielt.

Was er erfahren und erlebt in Köln und in Holland, in den Ländern des schmalkaldischen Bundes und in Dänemark; wie er schon wieder auf dem Weg zum Rhein gewesen, um die Eltern zu besuchen, und wie ihn die Nachricht von seines Lehrers Eintreffen in Salzburg ereilt; wie er mit Lust den Fußstapfen Paracelsi gefolgt, wie er mit Trauern dessen Leib begraben; wie er sich mit einer reichen und schönen Jungfrau versprochen, und wie er sie dennoch habe bis auf bessere Zeiten verlassen müssen, — wie er nun stracks ohn' Aufenthalt durch's Reich gepilgert, um das Vaterhaus zu gewinnen, und wie er sich vorgenommen, im Schooß der Seinen den langen Winter

zu verleben, als ein geschäftloser Diftler, als ein gehätschelter Müßiggänger, — dies Alles berichtete Raphael den eifrig zuhörenden Eltern der Länge nach; von dem Fund des Elixirs sprach er nicht ein Wort.

Die Alten vergalten dem Sohn der langen Erzählung Wohlthat, indem sie ihm haarklein meldeten, was seit den vier Jahren seiner Abwesenheit im Revier und Haus vorgefallen war. Sie schenkten ihm nach dem Brauch der Greise, nicht das Ei, das die Henne gelegt, nicht den Hufnagel, den das Pferdlein gekostet, nicht den Sperling, der vom Dach gefallen. Frau Martha beschrieb ihres Gatten Erlebnisse: wie ihn im vorletzten Winter schier der Wolf zerrissen; wie oft ihn der Herr Graf besucht; daß Gicht und Fieber ihn manchmal geplagt, und daß er bei'm Hofbauer Gevatter gestanden. Der Förster hatte dagegen der alten Mutter Lebenslauf auf der Zunge: daß sie an Jahren zunähme, aber nicht an Wunderlichkeit, daß sie im verwichenen Sommer gebadet und geschröpft, den Schwiegersohn besucht, und eine neue Speise zu kochen gelernt, die ihr jedoch bis daher stets mißrathen sey; daß sie fromm gewesen, wie immer, wenn ihr auch der Gang zur Kirche sauer zu werden anfange; daß sie aber nicht müde geworden im Guten und in der Liebe zu Mann und Kindern und Enkeln. — Darob weinte nun Frau Martha dankbar und sagte, des Gatten Hand drückend: er sey halt ein seelenguter Bursch, und sie wüßte nicht, warum sie ihn nicht lieb haben sollte. — Gerold wischte sich hierauf mit des Aermels Vorstoß die Augen, und nannte die Martha eine alte getreue Haut; und nun stimmten beide zusammen im Lob des gelehrten Sohns, in dem Freudenpsalm des Wiedersehens und in dem Gelöbniß, ihn zu halten wie einen Prinzen, so lang es ihm unter ihrem Dache gefallen würde.

„Die Kathrine sollst Du sehen!“ prahlte die Mutter: „sie ist ein stattlich Weibsbild geworden; sie prangt daher

in Spitzen und mit Ketten und Spangen. Ihr Mann ist der reichste Schmied von Heidelberg; mit vierzehn Gesellen, von denen zwei leibhaftige Spanier, und mit drei Buben, die Deiner Schwester ähnlich sehen, daß mir's Herz lacht, wenn ich sie anschaue."

„Und wie wirst Du den Diether finden?" begann nun der Vater, indem er der Frau den Mund zuhielt; „jetzo weißt Du noch, wie klein er gewesen, als Du, ein großer Herr Magister, von Basel gekommen. Und heut' ist er über eine Klafter hoch, und breit wie ein Thurm, und ist gesund wie ein Eichbaum. Und das Waidwerk hat er treulich begriffen, und der Graf hält viel auf ihn, und er wird sich auf's Jahr mit Winters Hedwig zusammengeben lassen, und ich will ihm dann Revier und Haus und Hund und Spieß abtreten, so es dem Grafen recht ist, und es ist ihm recht, und er hat mir's schon versprochen."

„Warum denn vom Dienste abtreten und die Hände in den Schooß legen?" fragte Raphael: „mein Bruder wird schon sein Fortkommen finden. Ihr aber, lieber Vater, seyd noch rüstig, munter und wohlauf." Gerold schüttelte den Kopf. „Weil ich noch meine Augen habe und noch nicht allzumürbe auf den Beinen bin, redest Du von meiner Rüstigkeit? Lieber Sohn: ich bin bei Jahren, sehr bei Jahren, und jeder Tag nimmt etwas fort von meinem Lebensrest." — Frau Martha bejahte auch, indem sie mit Seufzen sagte: „Wir könnten schon mit gutem Gewissen der Ruhe pflegen. Der graue Bursche da bedürfte ihrer wahrlich." — „Das Feiern würde ihm schädlich seyn, liebe Mutter. Es gibt Mittel, des Greisenalters Gebrechen zu mindern. Die Ruhe tödtet, nicht die Arbeit . . ."

„Du sprichst also, weil Du jung bist. Der Abend und die Nacht bleiben indessen nicht aus, wär' auch der Tag noch so heiter gewesen. Unser Geschäft auf Erden ist verrichtet; wir müssen andern Platz machen. Das

ist von Anfang der Welt nicht anders gewesen." — Diesen Worten des Försters fügte Martha noch die ihrigen bei: „Was würde es helfen um langes Leben zu bitten? Du bist ein weiser Mann geworden, wirst Deine vornehme Braut heimführen und Dein Glück im Auslande bei Fürsten und edeln Herren suchen; die Kathrine hat ihren eigenen Hausstand; auch der Diether wird sich verändern und einem Weibe und seinen Kindern sich ergeben. Wir sind alsdann ganz allein und überflüssig, eine Last auf dieser Erde."

„Wie? bleiben euch nicht die Kinder? lebt ihr nicht wieder auf in euern Enkeln?"

„Schöne Worte, und auch gut gemeinte Worte," lächelte Gerold, und seine Hausfrau nickte ihm Beifall: aber dennoch ist's der Lauf der Welt. Ein weißes Gesetz, daß Alter von dannen muß; und jetzo haben wir genug von dem Kapitel."

„Wenn's aber dennoch Dinge gäbe, die des Lebens Dauer strecken? Wenn ich euch ein solches bieten könnte, würdet ihr's nicht annehmen, euch und mir zu liebe?" fragte Raphael.

Beide Alte schüttelten die greisen Häupter: „Nicht uns, nicht Dir zu liebe." — „Redest Du von einer Zauberkunst?" sagte der Förster mißtrauischen Blicks: „komme einem christlichen Jägersmann nicht mit Hexerei und Gottlosigkeit. Der Teufel ist auch alt und dauert ewig, und doch möchte ich nicht der Teufel seyn, und die alte Haut möchte es auch nicht, und ohne höllische Kunst ginge nicht, was Du sagst, und Alles hat seine Zeit, und einem Jeden hat unser Herrgott sein Ziel gesteckt, und Keiner soll sich einfallen lassen, an seinem Werk zu bessern und zu meistern. Jetzo weißt Du's, Herr Magister." — „Der Vater hat Recht," fügte Martha kurz und gut bei. —

Als jedoch Raphael fest hielt und von Geheimnissen

der Natur sprach, und von der Erlaubniß, lang zu leben, die Gott dem Menschen mit dem freien Willen gegeben, unterbrach ihn der Vater mit listigem Augenzwinkern und mit der Frage: „Hast Du etwas, gelehrter Herr, das uns wieder jung machen könnte, mich und die Martha? das uns die schönen, runden und rosenrothen Gesichter wiederschaffte, die wir mit zwanzig Jahren gehabt haben mögen?"

Raphael mußte gestehen, daß dieses nicht seyn könne, und daß nur die Möglichkeit vorhanden, einen Menschen zu erhalten, so wie er ist im Augenblick, da er von dem Lebensbalsam kostet. — Hierauf lachten die Eltern, und äußerten, er spreche ihnen da von einer schlechten Wohlthat. — „Jetzo danke ich schön, Du Salomo," sagte der Förster; „Du willst ewige Vogelscheuchen aus uns machen. Was sollten wir dann beginnen, die wir unser Gedächtniß schon überlebt haben, und besser wissen, was wir vor vierzig Jahren gethan, als was wir gestern unternommen? Ich würde mich gemahnen, wie einer der heidnischen Klötze, die in unserm Walde öfters ausgegraben werden, mit Gesichtern und Schriften, die seit mehr als tausend Jahren kein Mensch mehr kennt. Ei ja; daß man auf uns mit Fingern deutete, wie auf uralte Bäume, die den Jägern und Hirten als Wegzeichen dienen! oder die man mit der Axt verschont, weil Einer vor mancher Jubelzeit einmal das Bild der heiligsten Jungfrau in das morsche Holz gefügt hat! Daß ich dastände einsam und verlassen, und gerade nur als ein lebendiges Buch alter Geschichten zu brauchen wäre! als ein kindisch gewordener Erzähler, den das späte, fremde und spottende Geschlecht vor Amt rufen würde, damit er aussage, bei welchen Marksteinen er als Knabe seine Ohrfeige bekommen? Gott segne die Mahlzeit; ich will nichts davon, und die Alte da eben so wenig, gelt, Martha? Und Du siehst, Raphael, wie sie einverstanden ist, und

in unsern Jahren ist Verzehrung besser als Ernährung, und nichts ist kläglicher als eine Nachtlampe, die mit verglimmendem Dochte in den hellen Tag hineinbrennt, und nichts ist wiederum schöner, als sanft und schnell zu erlöschen, gepflegt von treuen Händen, beweint von ehrlichen Augen... he Martha?" — „Ja freilich," antwortete die Mutter gerührt; „aber wenn die treuen Hände und die ehrlichen Augen die meinigen sind, so müssen sie gleich hinterdrein selbst erstarren und brechen..." — „Und so wird's auch seyn," beschloß der Förster mit großer Zuversicht im klaren Blicke: „und im Himmel ist's gewiß schöner als hienieden, und dort werden wir uns Alle wieder sehen, und jetzo ist ein für allemal gewiß genug von dem Kapitel abgehandelt worden, und jetzo weißt Du unsere Gedanken hierüber, Raphael." —

„Was hast Du in der schönen Silberflasche?" fragte Martha, um dem Gespräch fortzuhelfen. Raphael entgegnete mit gesenktem Kopfe: „Ein gut und stärkend Wasser gegen Schäden von allerlei Art. Hebt's fein auf, Mutter, damit Niemand daran komme. Es wäre nicht leichtlich wieder zu bereiten." — Die Mutter verschloß das Gefäß, worinnen die Glasflasche mit dem Diamanten=Elixir befindlich, mit größter Sorgfalt an einem sichern Ort. — —

Je unfreundlicher der Herbst wurde nach langer Gnadenfrist, um so behaglicher richtete sich Raphael im stillen Vaterhause ein, und genoß eine harmlose Ferien=Zeit, geliebt wie er war von allen Bewohnern des Försterhauses, und von den Besuchern desselben. Mutterpflege, — wer kennt sie nicht? Vatertreue, — wo ist ein Rock, der wärmer wäre? Bruderliebe, welche Freundschaft wäre tüchtiger? Raphael und Diether waren in der Seele ein und derselbe Mensch; das Wort des Einen war nicht lauterer als des Andern; auf Dietrichs „Ja" sagte Raphael niemals Nein. Beide waren minnefreu=

dig; ein Jeder fand am Andern in Liebesgeständnissen einen wackern Beichtvater. So wie das Lager und das Mahl, so theilten sie auch jedwedes Geheimniß, von dem sie selber das Daseyn in ihrer Brust ahnten. Raphael allein war gegen Dietrich in einigem Rückstand. Er hatte auch ihm nichts von dem Elixir gesagt, und doch war er geneigt, ihm von seiner Unsterblichkeit mitzutheilen. Nur sollte, wie Raphael meinte, Dietrich erst älter werden, damit sie beide auf einer und derselben Lebensstufe stehen blieben. Die hohe Gesundheit des jungen Waidmanns ließ nicht fürchten, daß er nicht den Zeitpunkt erreichen würde. — Raphael lebte also glücklich, aber je eisiger der Winter nach und nach seine Krallen um das Land klammerte, je mehr das Unwetter und die Schneelast das Försterhaus von dem Verkehr mit Menschen abschnitten, je ungeduldiger arbeitete Raphaels Herz und Kopf. Der schaffende Lenz, das sprossende Frühjahr war in seinem Innern schon angebrochen, die Knospen seiner Sehnsucht schwollen, die Gärten seiner Hoffnung trieben grüne Reiser in Menge. „O Winter, wie bist Du so lang! Osterzeit, wie lange zögerst Du noch?“ rief die Stimme in dem jungen Manne: „Salzburg wie bist Du so fern! Euphemia, wie bist Du so warm geliebt von mir, Deinem Freund und Bräutigam!“ — Und als die Thauwinde vom Himmel hauchten, konnte Raphael nicht bleiben, wo er war. Das Haus wurde ihm zu eng, die Bücher wurden ihm schaal; der Eltern Gespräch schien ihm einförmig; den Bruder, der bei seiner Braut sitzen durfte, beneidete er; ihn langweilte der Graf, der oft vom Schloß herniederstieg, und beim Förster vorsprach, um vom alten Bauernkrieg zu plaudern, den der edle Herr, als des schwäbischen Bundes Mitglied, hatte ausfechten helfen. — Eines Tages machte sich der Magister nach Heidelberg auf, blätterte dort in alten Schriften, küßte dort seinen jungen Neffen und die stattliche

Schwester. Aber was er in ihrem häuslichen Kreise täglich sah und hörte, machte ihn noch ungeduldiger. „Euphemia!“ rief alsdann sein Herz noch lauter, und schwieg nicht, und wuchs immer mehr heran als ein tobendes Kind, bis der Sonntag Oculi endlich da und die Messe zu Frankfurt aufgethan war. Jetzt beeilte sich Raphael wie ein gieriger Kaufmann, letzte sich mit seinen Lieben, versprach ihnen, zu ihrer Ueberraschung, seine Braut in wenigen Tagen zu bringen, und sprengte trotz seines langen Magistergewandes toll und thöricht wie ein lockerer Reitersknecht davon, was dem Pferdlein nicht gefiel. Doch that es seine Schuldigkeit fürwahr, und trug den lateinischen Reiter wohlbehalten unter'm Juden-Schwein des Brückenthors hindurch in das Gewühl des großen Markts. —

Es war im Anfang der Wald vor Bäumen nicht zu sehen. Das Getümmel war unermeßlich; schon wimmelten die Straßen überall, die Häuser bis unter's Dach hinauf von Fremden, und dennoch fehlte noch, wie Raphael erst nach mühseligem Forschen erfuhr, das große Geleit, mit welchem der savoyische Krämer von Salzburg zu kommen gewohnt war. Der sehnsüchtige junge Mann irrte einsam und fremd von Bude zu Bude, von Gasthaus zu Gasthaus. Stündlich war er in Gefahr, betrogen und bestohlen zu werden, denn dazumal durften, sobald die Messe eingeläutet war, Spitzbuben und Schelme jeglicher Gattung ungehindert in die Stadt. Kaum daß Raphael mit seinem Klepper ein sicheres Unterkommen in dem Wirthshause „zum Schildknecht“ finden mochte. Das Haus war nicht von den ersten der Handthierung, war zugleich die Schuhmacher-Herberge und voll von Lärm und pechigen Gesellen der genannten Zunft, neben denen die blaufarbigen Waidträger — auch eine eigene Sippschaft — in Menge umher saßen. Das Wirthshaus lag in der Mitte des Marktverkehrs. In der Nähe

wurde ein lebendiger Elephant gezeigt, hatten die Niederländer ihre Auslagen; wandernde Wechsler und Mäkler traten sich dort beinahe die Schuhe ab. Der Bader eintöniges Geschrei von ihren Gewölben, der landstreicherischen Quacksalber Possenreißerei ärgerte den Magister, wenn er aus dem Fenster schaute; zog er den Kopf zurück, so betäubte ihn das überlaute Geschwätz von bettelhaften Kriegsknechten, die von Algier kamen und den mißrathenen Meerzug des Kaisers mit tausend Lügen beim Wein und Landsknechtspiel erzählten. — Um sich zu erholen, wagte sich Raphael wieder auf die Gassen, obgleich schon der Abend nahte. So kam er, gedrängt und gestoßen, in die Nähe des Saalhofs, wo viele Buden standen. Plötzlich gewahrte er, mehrere Schritte ihm voraus, ein hochgewachsenes Weib, in prächtigen Kleidern stolz dahin schreitend. Der Gang war Euphemia's, die Gestalt war die ihrige; einen Schleier, wie er über den Nacken der Wandelnden fiel, hatte Raphael schon auf seiner Holdschaft Haupte gesehen. Die Ueberraschung beflügelt seine Füße; die Menschenmenge leistet seinem Vorschreiten Widerstand; er arbeitet mit unermüdlichen Ellbogen. Da bleibt vor einem Kram, wo Straßburger Gold= und Silberkanten ausgeboten werden, die Schöne stehen, die Raphael verfolgt; und Raphael, wenn auch nah' bei ihr, hält erschrocken inne, denn er hat so eben erst den Mann bemerkt, der an der Jungfrau Seite geht; und dessen schwarzer Habit und viereckige Gestalt erinnert ihn an des Rathsherrn Virgil Fröschlmoser Wesen und Person. Ein dritter Mensch in kurzem blauem Reiserock, eine hängende Mütze auf dem Kopfe, hält sich zu dem Paare. „Wie kömmt der Vater Virgil mir zum Trotz hieher?“ fragte sich Raphael mit wildem Verdruß: „Wer ist der Andere? wäre es der Bruder Euphemia's, der Halbnarr Veit? doch kenn' ich nicht an ihm den wunderlichen Aufzug.“

Der Magister steht noch halb versteckt im Volke, grübelnd, schauend mit gestrecktem Halse, als der Mensch im blauen Rock sich umdreht, und dem Lauernden ein finsterschwarzes Mohrengesicht zeigt, nach dem Weiber und Kinder lachend oder erschrocken deuten; und zur selben Frist dreht sich auch die Schleierträgerin nach dem Scharzen um; und Raphael sieht stutzend in ein ihm fremdes Antlitz. Aber nicht zu sagen ist die Schönheit, die aus diesem Antlitz der verwunderten Welt sich offenbart. Die reichste Königin der Erde gäbe alle ihre Schätze hin, und machte sich bettelarm, um solcher Reize Besitzerin zu werden. Sie könnte leicht das Opfer bringen: Thron und Schätze würden nicht zögern, zu einer Erzschönheit, wie diese ist, zurückzukehren. — Die vor dem entzückten Raphael steht, und deren Blick so eben zufällig dem seinigen begegnet, ist der unschätzbarsten Reichthümer voll. Nicht ihr Auge allein -- das Juwel im Leibe des Menschen, — sondern jeder Theil ihres Gesichts, jede Färbung ihrer Haut, jedes zarte Haar ihrer Locken, jede Wölbung ihrer Glieder ist ein untadelhaftes Kleinod. Daß eine volle reiche Seele, daß ein Geist, so ernst als heiter, ein Gefühl, so tief als innig, im Palast ihrer herrlichen Brust, hinter dem warmen Elfenbein ihrer Stirne wohne, versteht Raphael gleich aus dem Blicke der Fremden, der noch einmal, und wiederum, und abermals in den seinigen taucht, als wäre sein Auge der Meerspiegel, und das ihrige die Sonne, die gerne unterginge im wonniglichen Bade, und dennoch stets wieder aufsteigen muß, flammender als zuvor.

Wie der Abstand zwischen der Herrlichkeit jenes Weibes und dem plumpen, gemeinen Aeußern ihres Begleiters Raphaels Schönheitssinn beleidigt! Fröschlmoser ist gegen den Schwarzgekleideten im Hut von Sammet mit Federn ein zierlich gebildeter Mann. Doch ist des Federjunkers

aufgedunsenes Gesicht, das Aushängeschild eines betagten leichtsinnigen Bruders, nicht das Schlimmste an ihm; wohl aber die Gewalt, die er über seine Gefährtin hat, zu der er gellend und herrisch redet, wie zu dem Mohren, seinem Knecht. Er geberdet sich auffallend, wie ein unsteter Marktschreier; ficht immer in den Lüften mit den allzukleinen weichlichfetten Händen, die sich am dicken Leibe, an den kurzen Armen wunderlich ausnehmen; er zieht das lebendige Götterbild mit Gewalt in den Volksdrang hinein. Noch einmal leuchtet dem ergrimmten Raphael ein Blick, der Scheidestrahl der Sonne . . . verschwunden ist das entzückende Gestirn. — „Cyklop, Cyklop!“ murmelt der Magister dem ungeschlachten Entführer nach, und geht unmuthig nach Hause. „Lieber will ich mir von den algierischen Abenteurern die Ohren schinden lassen, als mit mir allein seyn,“ sagte er zu sich selber: „ich würde närrisch werden über der Frage, ob jener Engel des Unthiers Tochter, ob seine Schwester, ob sein Weib!“

Um das heiße Obergewand von sich zu werfen, steigt Raphael in's Haus hinauf, und geht nach seiner Kammer. Es ist in den obern Räumen laut geworden, wie in den untern. Staubige Reisende begegnen dem Magister auf jedem Schritt. Abermals fremdes Volk eingetroffen! So kömmt des Paracelsus Schüler an eine beigelehnte Thüre. In der Meinung, sie führe in seine Kammer, öffnet er ohne Geräusch. Da sitzt, den Rücken gegen den Eingang gewendet, eine Frau in Reisekleidern, und der Schleier der Fremden ist abermals Euphemia's, wie Raphael meint. Alsobald ist die Erinnerung an des Federjunkers Begleiterin in ihm vertilgt. Er lauscht regungslos. Die Fremde bemerkt ihn nicht, sondern starrt in den Hof, und gibt allerlei Zeichen innerlicher Bewegung von sich. — „Täuscht mich wieder ein spöttlicher Zufall?“ fragte der Magister, als das von ihm beobachtete Weib die Hand erhebt, die

wie Euphemia's weiß und granatenumschnürt ist. Die weiße Hand bohrt heftig und geschäftig mit einer silbernen Hauptnadel in eine Spalte des Fensterblei's. — „'s ist ihre ungeduldige Art," denkt der Lauernde: „sie muß es diesmal wohl leibhaftig seyn: ‚Virgils Töchterlein! — So eben angekommen, zürnt sie mir, daß ich ihr nicht entgegen geeilt bin? daß ich sie nicht erwartet habe? Wie kann ich aber wissen, daß der Savoyer-Krämer hier einkehren werde, da er doch sonst in der „Glocke" zu herbergen pflegt? — Was soll ich thun? Um zu erfahren, woran ich bin, müßt' ich ihr in's Auge schauen. Doch möcht' ich sie nicht erschrecken, sey's nun eine Fremde oder meine Braut?"

Da ihm indessen bekannt ist, daß Jungfern, — wenn sie steif hinsitzen und ihre Hände um einander wickeln, — wenn sie an einem Tuche zasern und fasern, wie ein Sterbender am Leilach, — oder wenn sie mit Messern, Nadeln oder Spindeln in's Fenster oder in die Klumsen der Wand stupfen und stacheln, allerlei böse Fantasieen im Kopfe haben, so zögert er nicht, und tritt der Fremden an die Schulter und sieht hernieder an ihrer heißen Wange, und schreit auf vor Glück und Liebe. Euphemia ist's wirklich, die vor ihm sitzt, die alsogleich aufspringt und die Augen weit öffnet, die sich verfärbt und so ergriffen ist, daß ihr die Arme niedersinken, die sie geöffnet mit den Augen. —

Raphael achtet nicht ihres Schreckens. Seine Lippe drängt sich an die ihrige: er umschlingt heftig die reizende Braut. Endlich, Endlich!" ruft er außer sich: „das nenn' ich einen Zufall, reich an Lust und Wohlthat!" — „Wahrhaftig," erwiederte Euphemia tief erregt: „Du bist's, Raphael, Du? Wie hast Du erfahren können . . .?" — „Davon hernach, Herzliebste. Gesundheit leuchtet aus Deinen Zügen; Du bist frisch und wacker; gelobt sey Gott! Wie ging's auf Deiner Reise?" — „Ei, wohl und schnell; wir haben uns getummelt." — „Dank Dir, Du

treue Maid! Wenn Du wüßtest, welches Leid der Sehnsucht mein Herz erfüllte!“ — „Auch mir ist es nicht gut ergangen, Raphael.“ — „Ich glaub's; des Vaters Unverstand und roher Eigensinn . . .“ — „Hat mir das Leben mit Galle und Myrrhen verbittert.“ — „Du Arme! mit vollem Recht hast Du Dich seiner Gewalt entzogen...“ — „Um niemals wieder unter's Joch zurückzukehren.“ — „Du Heldin, tapferste der Bräute! niemals wieder; felsenfest ist Dein Entschluß?“ — „Das schwöre ich bei allen Heiligen und Seligen des Paradieses.“ — „Sie mögen Dich segnen für diesen Eid, und was Dein treuer Buhle thun kann, um Dich glücklich zu machen, wird er thun mit Freuden.“ — „Ich baue unerschütterlich darauf.“ — „Du wirst sehen, wie die Liebe Dir Wort halten wird. Wo sind aber Deine Gefährten?“ — „Der Savoyer ist zum Markt gelaufen.“ — „Seine Tochter?“ — Euphemia sah verlegen nach der Thüre. „Ich weiß nicht, wo sie verweilt.“ — „Dein Bruder Veit? — „Ich hab' dem ungezogenen Buben die Fahrt ausgeredet.“ — „Dank Dir tausendmal; der lästige Wächter ist zu entbehren, und unser Entkommen wird weniger gehindert seyn.“ — „Meinst Du, Raphael?“ — „Ja, ja; wir wollen nicht zu lange zögern. Dieses Haus ist unbequem, taugt nicht für ehrliche Jungfrauen.“ — „Das fühl' ich wohl: doch ist's ja nur für kurze Zeit.“ — „Wie sich von selbst versteht. Ich will mich alsobald nach einem Fuhrwerk umthun.“ — „Wohin denn, Raphael?“ — „Wir wollen in meine Heimath; im Haus der Eltern sind wir wohl verborgen; dort ist Dein Leumund unter'm Schutze meiner Mutter, bis uns des Priesters Segen inniglich verbindet. Du lächelst mit niedergeschlagenen Augen? Die Verschämtheit steht Dir gut, doch seh ich lieber in Deine offenen, hellen Augen! Sieh' mich an, Geliebte, reiche mir den Mund zum Kuß!“ — „Ich weiß nicht . . .“ versetzte Euphemia, ängstlich nach der Thüre schauend.

— Raphael drückte die Thüre zu, und sagte dann, bescheiden neben der Braut niedersitzend: „Ich verstehe Deine Unruhe; vertraue aber meiner Ehrlichkeit. Der redlichste Gesell auf Erden bietet Dir seine Hand, und gelobt, daß Deiner Ehre Schatz bei ihm in Sicherheit. Einen Kuß in Ehren wirst Du Deinem Ritter doch nicht wehren?"

Raphael empfing den Kuß, der ihn noch geschwätziger machte. Er sprach: „Was sagst Du zu meinem Vorhaben? Wir wollen nach Cöln am Rhein; ich habe dort Bekannte, habe Gönner in dem Domkapitel. Ich werde als Arzt, jedoch nur bei reichen Kunden, mein Brod herrlich verdienen." — „Cöln ist eine alte, finstere Stadt, wie ich höre," versetzte Euphemia mit gerunzelter Stirne: „ich liebe viel mehr ein heiteres Land." — „So wählen wir ein anderes, wenn das Paradies am Rhein Dir nicht gefällt." — „Du sagtest einst, Du wolltest das Handwerk eines Arztes an den Nagel hängen? Ich kann's nicht leiden, mag nicht Salben und Pflaster riechen." — „Liebes Herz, das ändere ich schon selbst, sobald ich kann. Doch müssen wir einen Anfang haben, und Geld gewinnen, damit ..." — „Da ist schon wieder Dein Eigensinn," bemerkte Euphemia frostig: „das Mindeste, was ich verlange, das Mindeste gewährst Du nicht." — „Wie magst Du dieses sagen, lieb Bräutlein?" — „Ich fürchte, daß wir noch über wichtigere Dinge uns veruneinigen werden," fuhr die Tochter des Rathsherrn fort, und rieb sich die Augen, daß sie roth wurden. — „Nicht doch, das verhüte Gott; sey munter, theures Kind. Ich thue gern, was Du verlangst, und zwar auf den leisesten Wink." — „Siehst Du, wie falsch Du gegen mich geworden bist? Die süße Sprache ist Dir nicht angeboren." — „Wunderliche Heilige! in ernsten Dingen sollst Du schon an mir den Alten finden." — „Das glaub' ich wohl; Du bist ein herrischer Mensch,

wirst mich nur als Deine Magd behandeln." — „Du scherzest; geh', verstelle Dich nicht länger, süße Jungfrau. Wiederhole mir, was Du tausendmal gesagt, daß Du mich liebst, daß wir uns ewig angehören wollen!" — „Ist denn dieses Dein Ernst?" hob Euphemia mit schwärmerischem Tone an: „Wirst Du mir halten, was Du so oft beschworen? Wirst Du mich lieben immerdar?" — „Ich schwöre Dir's bei meinem Leben! Und," setzte Raphael heimlich lächelnd hinzu — „das ist ein theurer Schwur. Mein Leben ist nicht ein alltägliches." — „Aber Deine Falschheit ist etwas Alltägliches unter den Männern!" fuhr Euphemia auf; „glaubst Du mich zu kirren mit Deinem Lächeln, indem die Verrätherei lauert?" — „Euphemia! besinn' Dich!" — „Siehst Du, wie Du gleich drohst, und Deine heitere Schmeichlerlarve abstreifst? Mein gerader Sinn und Deine Verstellung . . . meine gerechte Befürchtung und Dein prahlerisches Betheuern...? wir taugen wohl gar nicht zusammen, Raphael!" — „Wie? Du verstehst mich falsch." — „Du würdest mich unglücklich machen, in Deiner alten garstigen Stadt; ich würde nur von Wassersuchten und Verzehrungen hören, würde sterben in dem Dunstkreis Deiner Apotheke...!" „Halt ein, halt ein, Du lieber Eigensinn! Ich will mich ja fügen in alle Deine Wünsche. Sag' indessen an, was wir beginnen? Du weißt, ich hab' nicht Gut noch Erbe zu erwarten." — „Und dennoch hast Du mich beredet, Dir zu folgen, das Vaterhaus zu fliehen? Welch' ein Elend würde mir drohen! Alles dürft' ich erwarten, selbst den Hungertod!" — „Aber wie bist Du denn? ich begreife Dich nicht. Bist nicht Du selber es gewesen, die mir aufgab, von Salzburg zu entfliehen, die mir unaufgefordert zusagte, mir zu folgen?" — „Du hast meine Jugend benützt, mich in's Elend zu bringen," schluchzte Euphemia. — „Nun, bei Gott im Himmel! ich fürchte, nicht bei Verstand zu seyn!" . . . seufzte Raphael, und

nahm seine Geduld zusammen: „Sieh', mein Herz, des Arztes Gewerbe hat einen goldenen Boden, wir werden im Ueberflusse leben, so Du mich gewähren lässest. Wolltest Du aber mich zwingen, die Hände in den Schooß zu legen, so müßtest Du für unser Leben Sorge tragen; ich könnte es nicht. Führst Du etwa einen Schatzkasten mit Dir? Gesteh' es, Schelmin!" — Diese scherzhaften Worte erregten Euphemia's Zorn. Sie sprang auf, und rief: „Das fehlt noch! Hätt' ich nicht etwa den Vater bestehlen sollen, der mich ohnedieß mit blutendem Herzen vermissen wird? Da haben wir's: es ist am Tage. Du hast nach meinem Erbtheil getrachtet; nicht nach meinem Herzen, Du Bösewicht!" Thränen erstickten die Worte der Zürnenden. Wie hoch erstaunt, wie tief verletzt sich der Magister auch fühlte, dennoch wollte er der Sanftmuth Straße nicht verlassen. Er sagte, Euphemia beruhigend: „Die Anstrengungen der Reise und vielleicht ein wenig Heimweh haben Dich erhitzt, gereizt, mein Bräutchen. Wir wollen für jetzt von der Zukunft schweigen. Aber morgen soll's bei erster günstiger Gelegenheit fort gehen. Ich führe Dich — wie freue ich mich darauf! — im Triumph in meiner Eltern Haus. Deine Grillen werden schnell verschwinden in der heilsamen Waldeinsamkeit: Dein Vertrauen, Deine Liebe frisch ergrünen am Herde meiner Mutter, die seit vierzig Jahren nicht aufgehört hat, meinen Vater zärtlich zu lieben."

Die Zähren Euphemia's waren, wie vom Wind getrocknet, verschwunden, ohne eine Spur zurückzulassen; mit einer gewissen Verschmitztheit sogar lächelte die Wetterwendische, rümpfte leicht die Nase, und entgegnete: „Es thut mir leid, daß ich Deinen Eltern beschwerlich fallen soll. Zum Glück fehlt mir's an Zeit, sie kennen zu lernen." — „An Zeit? wie das?" fragte Raphael mit böser Ahnung. — „Meines Bleibens ist hier nicht; ich ver-

lasse morgen schon die Stadt, wenn Alles ist, wie es seyn soll." — „Wie es seyn soll? Ach, ist es denn nicht schon so? Weggehen? doch nicht ohne mich?" — „Zünde die Lampe an, Raphael. Wir sitzen im Finstern, und ich höre Leute herauf kommen." —

Während Raphael mit unsicherer Hand die Lampe in die Kammer trug, sagte er: „Wahrlich, Euphemia, ich habe Deinen seltsamen Reden und Launen lange widerstanden. Doch ist mir jetzo das Licht im Haupte schier erloschen. Willst Du mir endlich gestehen, was von Allem, das Du gesagt, Dein Ernst gewesen, und was Dein Scherz?" —

Euphemia saß ihm ruhig und aufrecht gegenüber, da sie erwiederte: „Es ist allerdings jederzeit besser, von der Brust zu reden. Du liebst mich nicht mehr, Raphael. Die Trennung hat Dich kalt gemacht; ich fühl's und seh' und hör' es allzudeutlich." — „Himmlische Mächte...!" fiel der Magister, zum Tode erschrocken, ein. Es unterbrach ihn jedoch Euphemia alsobald, indem sie kaltblütig fort fuhr „Schwöre nicht abermals falsche Eide! Betheuere nichts! Du könntest höchstens sagen, daß Du, wenn gleich ohne Liebe, als ein ehrlicher Mann handeln wollest; daß Du mich nicht zu verlassen gedenkest. Aber ich verweigere um unser Beider willen dieses Opfer; ich verweigere, was nicht von Liebe kömmt. Du sollst mich nicht einst als eine widerliche Last verwünschen!" — „Herr Gott! welche thörichte Reden!" klagte Raphael, und suchte vergebens eine Hand der trotzigen Braut zu gewinnen. Die Letztere beschloß ihre Erklärung mit den Worten: „ich habe Dich geliebt, und war in dieser Liebe glücklich; Du liebst mich nicht mehr: ich will einer Andern weichen. Wie schon gesagt: ich verlasse Frankfurt morgen schon." — „Unglückliche!" jammerte Raphael: „die Stadt verlassen? mich verlassen? O sage, daß es nicht wahr sey! wecke mich aus dem bösen Traume! Geh'

nicht nach Salzburg zurück." — „Wo denkst Du hin? Das kann ich nicht mehr," antwortete Euphemia lächelnd: „Ich habe dem Vater das Lebewohl sagen lassen. Zu dieser Stunde weiß er schon, daß ich nicht mehr seine Tochter bin." — „Wohin denn, wohin, wohin, grausame, neckende Jungfrau?" — „Ich gehe nach Frankreich, Raphael. Gib mir die Hand, und denke meiner nicht im Groll!" — „Was thust Du, was frevelst Du? Bleib' bei mir! Ich kann Dir lohnen, wie Niemand auf Erden: mit ewiger Schönheit und Lebensdauer!" — „Du wirst wahnsinnig! Weg von mir!" — „Ich habe den Balsam der Unsterblichkeit, — er sey Dein!" — „Pfui, Du Narr! meinst Du den Liebestrank, womit Du mich vergiften wolltest?" —

Raphael fühlte an seine Stirn, an seinen Puls. „Ich habe zugesehen, wie die Algierer Wein tranken, und der Wein ist mir in Kopf gestiegen," sagte er mit klappernden Zähnen. — „Gut, daß ihr kommt!" rief Euphemia einem eintretenden Weibe, dem ein Mann folgte, entgegen: „ich fürchte mich bei diesem Menschen. Sieh', wie er dasteht, Cenzi . . .!" — Die Tochter des savoyischen Krämers näherte sich dem Magister neugierig. Dieser sah über das Mädchen hinaus; sah, wie Euphemia plötzlich aufschreiend, und des an der Thüre stehenden Mannes Tracht und Züge erkennend, demselben in die Arme stürzte. Raphael spürte etwas, wie ein Erdbeben unter seinen Füßen. „Tausend Glück zum Wiedersehen!" jauchzte Euphemia, „nun hat all' mein Leid ein Ende, und nur ein Wunsch beseelt meine dankerfüllte Brust!" — „Welcher, Geliebte? welcher, schöne Braut?" fragte der Fremde, ein Edelmann von schmucker Gestalt, in prächtigen Kleidern nach französischem Schnitt. — „Der Wunsch, so schnell als möglich von hinnen zu eilen, theuerster Heinrich!" antwortete schmelzend die Doppelbraut. Da umhüllte sie der Rittersmann freundlichst

mit seinem Mantel, in verketzertem Deutsch erwiedernd: „Dein Knecht in Ewigkeit! die Pferde warten, der Fackelträger harrt an der Thüre. Ich bin gekommen, Dich unverzüglich abzuholen aus diesem Hause, das Deiner Schönheit so unwürdig ist!" — „So leb' denn wohl, Cenzi, leb' wohl auf immer!" sagte, mit der Hand winkend, Euphemia im Scheiden: „Sage Deinem Vater und dem meinigen, was Dir beliebt, und was Dich selber aus dem Verdacht der Zuhülfe bringen mag. Behüt' Dich Gott; wir seh'n uns nimmer wieder! — Der französische Edelmann zog Euphemia schnell hinaus; auf der Schwelle fragte des Krämers Tochter ängstlich, mit halblauter Stimme: „Was fang' ich mit dem Raphael an, der immer noch dasteht, als wie ein Stein? Wird er mich nicht Deinem Vater verrathen, Phemi?" — O fürchte von dem Narren nichts, und jage ihn davon," hieß die Antwort; und damit nicht der Franzose Lust bekäme, den Narren näher zu besehen, führte ihn Euphemia mit zärtlicher Gewalt von dannen, Lärm und Unheil zu verhüten. Der Ritter warf noch einen Ring in Cenzi's Schürze, um die Botin zu belohnen, die ihn aus seiner Herberge geholt hatte, und verschwand hierauf mit seiner holden Braut. —

Cenzi fand den Magister noch immer in ihrer Kammer. Er zitterte am ganzen Leibe, von seiner Stirne troff der Schweiß; Cenzi konnte auf zwei Schritte sein Herz pochen sehen. „He!" schrie sie dem in die Luft starrenden Mann in das Ohr, „wollt Ihr nicht in Eure Kammer gehen? Der Vater wird bald kommen, und übel vermerken, Euch hier zu finden!" — Raphael kam langsam zu sich, blickte in der Runde kraftlos umher, und rief, plötzlich in Thränen ausbrechend: „Dahin, dahin! Sie ist fort... meine Freude, meines Lebens Glück! niederträchtiger ist noch nie ein Mensch betrogen worden... und dennoch hat die Betrügerin mein Herz mit-

genommen! Was hier pocht, hier unter meinen Rippen, ist nur der Quell des thierischen Lebens ... was Göttliches in mir gewesen: der Glaube, die Hoffnung, die Liebe ...! Alles ist dahin, ist fort, ist ein Raub der Lügnerin ... ist verloren!"

„Ei was! thut nicht so verzweifelt! Geht, geht, und legt Euch schlafen. Mich dünkt, ich höre den Vater!" Cenzi drängte den Magister, wenn schon sie vor ihm sich fürchtete, nach dem Ausgang. — Da hielt er das unschöne, dickhälsige Wesen fest, und fragte die Schaudernde heftig: „Wer hat sie mir gestohlen? gestehe es auf dem Fleck! Wer hat Euphemia's Schwüre locker gemacht, daß sie brachen, wie verwitterte Ringe in Gräbern? Wer? wer? Der schwarze Valand *) soll Dich heimführen, kupplerische Dirne, wenn Du seinen Namen nicht bekennst!" — „Jesus! erwürgt mich nicht! Wer anders wird's denn seyn, als der Franzose, der Junker Larogue, der aus Polen kam, dem Erzbischof zu Hofe dienen wollte, und seit mehreren Monden von der Jungfer Fröschlmoser als Ritter aufgenommen worden ist?" — „Laßt mich los; weiß ich doch nicht das Kleinste von dem Handel! Kann ich doch nicht eines Brosam groß dafür!"

„Einem liederlichen Franzosen weichen, ich?" zürnte Raphael: „der fremden Schmeichelzunge folgen, sie? O Herrgott, wer hätte das geglaubt?" — Er verfiel abermals in seine frühere Regungslosigkeit. Cenzi benützte seine Erstarrung, um den Magister bei den Schultern zu fassen, und aus der Thüre zu schieben. — Der Himmel weiß, wo der Arme die Nacht verträumte, wo er sich herumschlug mit Rachegedanken und Liebesschmerz, mit Lästerung und Klage. Die Wahrheit aber ist, daß am folgenden Tage — Dank dem edeln Elixir aus Diaman-

*) Teufel.

ten — jegliche innere Zerrüttung in Raphael beschwichtigt war; die bittere Erinnerung an die gräßlichste Täuschung seines Lebens hatte allein in seiner Seele ihren Platz behauptet. Wie ein Schlafender binnen wenigen Minuten eine lange Reihe von Begebenheiten durchzuträumen pflegt, so hatte der Magister innerhalb des engen Zeitmaßes einer Abendstunde unendlich viel erlebt, erfahren und gelernt. Die Last der Erkenntniß drückte nun auf ihm, wie auf dem Nacken eines Sechszigers. — Das Schicksal hatte indessen beschlossen, ihm einen Ersatz zu gewähren. Das Schicksal hatte, nach seiner Art, Mitleid mit dem Betrogenen.

Der Magister fühlte sich verwaist in der geräuschvollen Stadt. Was die vielen Leute darinnen trieben und handelten, war ihm so gleichgültig, so eckelhaft! Darum beschloß er, sobald als möglich seiner heißesten Lebensschmerzen Geburtsort zu meiden. Nur ein Einzigmal wollte er noch, sein Auge zu erfrischen, die Herrlichkeiten der Messe durchwandern. Der Zweck dieses Umgangs wurde freilich zu Schanden. Mit jedem Schritte fühlte sich Raphael mißvergnügter. Die vielen Gesichter, voll von Lächeln, Neugierde und Kauflust, ärgerten ihn. — Da geschah es, daß er unter ihnen unversehens ein bekanntes wahrnahm. Der Mensch, dem es eigen, gehörte, nach seiner Tracht zu urtheilen, zur gelehrten Zunft, und zwar zu denjenigen Gesellen, denen Minerva mit irdischen Gütern karg aufwartet. Der Mantelrock des jungen Mannes war fadenscheinig, seine Füße standen in schlimm ausgeweiteten Pantoffeln, unter dem kahlen Hütlein sah die Nase lang und weiß und dünn heraus, als hätte sie schon längst nicht mehr den süßen Rauch der Speisen eingesogen; als nähere sie sich nachdenklich dem Munde, um zu erfahren, was er, der festgeschlossene, im Verwachsen begriffene, von der ewigen Fasten halte? — Jedoch — wie sehr auch der einst so frische Schulgefährte

Raphaels sich verändert haben mochte, — die einfältige Gutmüthigkeit seines Angesichts war so einzig in ihrer Art, daß schon um ihretwillen das Gesicht von dem, der's einmal gesehen, nie vergessen werden konnte. — Raphael erfreute sich an der Gestalt des Jugendgespielen, klopfte dem Gaffenden auf die Schulter, und sagte zu ihm: „Grüß' Dich Gott, Wagner; reiche Deinem alten Freunde die Hand." — „Von Herzen," entgegnete Wagner, nachdem er sein Gedächtniß auf die rechte Fährte gebracht: „sieh', sieh', Du bist ein stattlicher Mann geworden. Der Himmel hat Dir an Wohlseyn zugelegt, was er mir versagen wollte." — „Nicht doch, nicht doch; ich finde Dich jung und wohlaussehend genug." — Den guten Wagner freute die beifällige Versicherung. Sein Antlitz röthete sich auf einen Augenblick. Noch einmal so freundlich reckte er dem Magister die Hand hin, sprechend: Es waren schöne Zeiten, jene, die wir meinen. Die jetzigen sind gar verschieden von den andern. Ich hätte Deinem Rathe folgen, und bei der Theologie bleiben sollen. Es wäre vielmal besser gewesen; ich säße jetzo im warmen Pelz. Statt dessen bin ich noch immerdar ein fahrender Schüler, ohne Herd und Feuer." — „'s geht mir nicht anders, Wagner. Ohne Amt und Dienst und Kundschaft lungre ich an meiner Eltern Tisch, die doch wahrlich das Ihrige brauchen." — „Du Glücklicher, hast noch Eltern; ich bin ein Waise. Du Glücklicher, hast viel gelernt; ich bin nicht wohl gerathen in Studiis; bin eigentlich noch jetzt ein Student." — „Liebster Wagner, preise mich nicht glücklich. Was hat ein wandernder Arzt zu hoffen außer Mühseligkeit und Undank? Ueberhaupt, guter Freund, hab' ich erst neuerlichst gefunden, daß nicht Gelehrsamkeit, nicht Gesundheit, nicht die Jugend, und wenn sie unsterblich wäre, den Menschen beglücken. Wer nicht die Herzen sich unterthan machen, wer nicht Alles, was im Leben vor-

kömmt, regieren kann, ist nur ein elender Tropf, aller Zufälle, aller feindlichen Mächte Spiel. Und wahrlich: es müßte Einer das Zaubern verstehen, und Gewalt haben über jegliche sterbliche und verborgene Dinge, um Alles fügen zu können, wie's ihm lieb ist." —

Wagner machte ein geheimnißvolles Gesicht, führte den Freund in eine stille Nebengasse, und sagte, indem sie mit einander ruhig fortwandelten: „Was hältst Du von Zauberei, von Gespenstern, von Präsagien?"

Raphael betrachtete seinen Begleiter höchst verwundert, indem er versetzte: „Aufrichtig gesagt: ich dachte nicht, je eine Frage, wie diese, aus Deinem Munde zu vernehmen. Ich erachtete Dich nicht als für die höhere Spekulation geschaffen. Ich hab' mich wohl in Deinem Kopfe geirrt. Ich will Dir jedoch antworten nach Gewissen. Als ich noch in der Schule saß, mochte ich an die genannten Dinge nicht glauben. Ich lachte darüber; doch haben meines Lehrers Paracelsus Meinungen meine Gedanken hierüber beträchtlich verändert. Der große Mann hat mir begreiflich gemacht, daß geheime Kräfte überall walten, die allerdings dienstbar gemacht werden mögen; doch geschieht solches nicht ohne eine Unterjochung der bösen Geister, die allein dem Menschen als Knechte huldigen, um verderbliche Zwecke zu erreichen. Ferner gehen ohne Zweifel hie und da Gespenster um. Der sterbliche Leib kehrt in sein Element, in die Erde und ihre Fäulniß zurück, und bleibt unbeweglich im Grabe. Der syderische Leib jedoch verwefet nie, sondern er sucht die Wohnung, die der Mensch in seinem Leben inne hatte, oder diejenigen Oerter, wo der Sinn der Verstorbenen am meisten gewesen: bei Schätzen, bei Mordwinkeln, bei Kirchen, in den Häusern, die zärtliche Freunde oder gehaßte Feinde des Todes beherbergen. Solche Erscheinungen sind Gespenster geheißen, können in gewissen Fällen Präsagien genannt werden. Je nachdem das Gespenst

froh oder finster anzuschauen, je nachdem ist die Seele des Verstorbenen selig oder noch ein leidender Gast des Fegefeuers. Diese syderischen Leiber dauern aber auch nur, bis sie gänzlich von ihrem Gestirn verzehrt werden, und dahin zurückgekehrt sind. Wer indessen eines solchen Geistes Wandel, Wesen und Eigenschaften kennt, und die Heimlichkeiten des Menschen, dem der Geist angehörte, erforschen kann, ist ein Nekromantikus. Ich rede hier nicht von den falschen Nekromanten: den Exorcisten und Conjuristen, und den abgeschmackten Todtenbüchlern, die nach Hirngespensten schnappen, indem sie vermeinen, das Gespenst, das sie bannen, oder herbei beschwören, oder durch ihre Fürbitte in Himmel bringen möchten, sey wirklich und wahrhaftig die Seele des Hingeschiedenen. Solche Leute in ihrer Thorheit dienen dem Teufel; aber er dient ihnen nicht, er spottet ihrer, so wie die Himmelsmächte ihr Treiben verdammen. Da hast Du meinen Glauben und meine Meinung von all' diesen Dingen. Sag' mir aber nun, was Deine Frage bedeutet hat. Du hast sie nicht umsonst gethan, ich wette." — „Ich will Dir bekennen," versetzte der Andere zögernd, „daß ich ein Schüler der Magie und Nekromantie geworden bin." — „Du? Wagner! willst mich foppen!" — „Nicht doch, bei meiner Ehre, Raphael. Ich studire die geheimen Künste schon seit mehreren Jahren. Mein eifersüchtiger Meister hat mich aber noch nicht über die natürliche Magie hinaus gehen lassen. Ich kann noch nicht das kleinste Ding zusammenhexen, außer mit natürlichen Mitteln, ohne Hexerei." — „Du armer Lehrjunge! Wer ist denn der Eifersüchtige, der so lange mit seinen besten Künsten hinter'm Berge hält?" —

Wagner drehte sich erschrocken um, sah in eines Hauses Thürbogen, vor dem die Wandernden eben stille standen, legte den Finger lauschend an den Mund, und antwortete sehr bestürzt: „Mich däucht, ich höre seine Stim-

me!" — Es waren der Stimmen mehrere im Hause laut. Ein heftiger Wortwechsel fand auf der Treppe im Hofe statt. Die Zankenden stiegen herunter und erneuerten, so zu sagen, auf jeder Stufe das Zungengefecht. Ein großer, feister Mann wurde von mehreren andern die Stiege herunter gedrängt, und schalt seine Gegner mit derselben Fertigkeit, womit sie ihm ein schnödes „Valet" nachriefen. „Ich werde bei den Bürgermeistern klagen!" sprach der feiste Mann. — „Das thut und nehmt Eure Würfel mit; Schelm von einem Spieler!" hieß die mehrstimmige Antwort.

„Da hat er wieder Händel!" flüsterte Wagner, der schon vor Furcht zitterte: „ich will mich nicht vor ihm sehen lassen ... wenn er erführe, daß ich mich auf dem Weg nach Hause verspätet habe ...! auf Wiedersehen, Raphael!" Der Furchtsame rannte davon, als ob ihm Kopf und Beine brennten. Ein Windspiel hätte ihn nicht eingeholt.

Da Raphael mit all' seinem Rufen nichts über den Ausreißer vermochte, lieh er dem näherkommenden Streit ein neugieriges Ohr. — „So packe Dich endlich, und hör' auf zu drohen, oder wir brechen Dir den Hals!" tobten mehrere junge Leute: Studenten, wie der Mantel und der überaus lange Stoßdegen verrieth. — „Rührt mich nicht an, oder ich will euch Alle in Affen verwandeln!" eiferte der feiste Mann zurück, und kam eilenden Schrittes gegen die Thüre, während ei „Hussa, sa, sa!" aus der Kehle einiger Junker in Reitgewändern, und das Knallen ihrer Peitschen, womit sie dem Fliehenden nachsetzten, eine üble Musik machten.

Der Verfolgte gewahrte kaum den zuschauenden Raphael, als er ihm stürmisch um den Hals fiel, und die Worte ausstieß: „Gottgesandter, rette mich vor jenen Scheusalen! Ein Hausvater mit armen lieben Kindern fleht Dich an!" — „Heda, ihr Herren!" fragte Raphael,

schnell bereit, den Bedrängten zu unterstützen, „warum hetzt ihr diesen Mann? Ein trefflich Heldenstück, ein Dutzend gegen Einen!“ — „Scheer' Dich Deines Wegs, Federvieh!“ donnerte einer der Krautjunker. — „Was nimmst Du Partei für den Dieb, der mit verhexten Würfeln spielt?“ fragte ein Zweiter; aber Raphael hatte bereits den Ersten zu Boden geschlagen und rief: „Das für's Federvieh! Nieder mit Dir, Schlachtvieh! und wer von euch auf einer Schulbank gesessen, stehe mir, einem Studirten, bei, damit die Kriegsknechte Friede geben, statt einen Magister von Basel zu verunglimpfen.“ — Die Studenten streckten ihre Degen zwischen den Meister der freien Künste und die tobenden Junker, indem sie sprachen: „Wir stehen zu Euch, Magister; wir sind Straßburger und lassen einen Basler Graduirten nicht beleidigen. Geht jedoch von dannen. Es ziemt Euch nicht wohl, den falschen Spieler zu vertheidigen, der unsere Baarschaft mit verzauberten Würfeln gewonnen hat.“ — „Ist das wahr?“ fragte Raphael seinen Mann mit strengem Blicke. Der Beschuldigte ließ Wasser aus den Augen träufeln, hob die Hände auf und betheuerte seine Unschuld. „Mein Glück,“ sagte er, „mein Glück ist das ganze Hexenwerk! Wenn ich meine Kunst gebrauchen wollte, ein einzig Wort streckte euch alle lahm zu meinen Füßen, oder bannte euch an den Boden, oder setzte euch Eselsohren an die Köpfe. Doch es dauert mich eure Jugend; ihr seyd noch nicht trocken hinter den Ohren, habt die Eierschalen noch nicht abgeschüttelt. Ich vergebe euch!“ — „Sollen wir die Unverschämtheit länger dulden?“ schrieen die Junker, und der Geschlagene wollte über den Magister her. Da fielen die Studenten aus, und ein Fechten begann, Freund gegen Freund. — Raphael, der seit einem Augenblick viel lebhafter, denn zuvor, für den Würfelglücksmann eingenommen war, riß denselben vom Wahlplatz und

sagte: „Kommt, laßt die Tollköpfe es mit einander ausmachen. Kommt, daß ich Euch nach Hause bringe." — Der Spieler ließ sich's nicht zweimal wiederholen. Nachdem er schon weit vom Spielhaus entfernt war, und mehrere Gassenecken zwischen ihm und den Kämpfern lagen, athmete er auf, umarmte den Magister abermals mit Gefühlsprahlerei, und schluchzte, als ginge ihm das Herz über: „Möge Dich Gott belohnen, mein Sohn! Meine arme Familie daheim! sie würde vor Schrecken sterben, wenn sie wüßte . . .!" — „Eure vielen, lieben Kinder?" — „Je nun, mit den Kindern ist's nicht so gefährlich. Die Erwähnung derselben war nur eine captatio benevolentiae, um Euch zu rühren. Meine Familie besteht aus Erwachsenen. Geht aber mit mir, edler Mann; trinkt einen Becher Rheinwein an meinem gastfreien Tische. Bleibt an meiner Seite. Wenn die Wüthriche noch einmal kämen . . .! Ich müßte zum Aeussersten greifen, wäre ich allein." —

Wie nun der Mann also von Dank und Gastfreundschaft redete, derweil er doch nur seine bange Furcht im Auge hatte, fand Raphael Zeit genug, sich zu überzeugen, daß er nicht im Irrthum sey, und daß wirklich der Mann, den er gestern neben der Wunderschönheit im Saalhofe gesehen, leiblich und lebendig vor ihm stehe. Um Weiteres zu hören, unterbrach er den wortreichen Großhans mit der Frage: „Wollt Ihr mir nicht Euern Namen sagen, bevor ich in Euer Haus trete?" — „Ei, kennt Ihr mich denn nicht?" — „Nein, Herr . . ." — „Nicht möglich! mich nicht kennen?" — „Wie ich Euch sage; es ist mein Ernst." — Feierlich legte der feiste Mann die Hand auf Raphaels Haupt: „Es bringt Euch mehr als kaiserliche Ehre, daß Ihr mir beigestanden, ohne mich zu kennen. Wußtet Ihr, wer ich bin, so war's freilich kein Wunder, daß Ihr meine Partei nahmt. Doch ist immerhin seltsam, daß Ihr mich nicht kennt,

obgleich die ganze Welt ..." — „Vergebt; ich bin ein Fremder ..." versetzte der Magister, um den Wortschwall des Redners einzudämmen. — „Ein Fremder?" wiederholte der Andere: „wenn auch! und wäret Ihr aus dem Lande Asia gebürtig, Ihr solltet wissen ... Doch ist's gleichviel, wenn schon seltsam. Ich bin der wohlbekannte Doktor Johannes Faust, und just die Thüre, die mein Famulus so eben vor uns aufthut, ist der Eingang zu meiner Wohnung. Ihr werdet dieselbe meiner Person nicht angemessen finden, doch ist ein Meßfremder stets gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen, und ich habe schon hie und da im heiligen römischen Reiche bessere Häuser, wohl auch außerhalb der deutschen Lande, wie Ihr mir glauben dürft." —

Während der Prachtrede war Raphael zur Linken des Doktors eingeschritten, an Wagner, der ihn zwar freudig anstaunte, dennoch aber schweigend, wie ein Wildfremder, sich verneigte, vorüber gegangen, und bei einer schmalen Stubenthüre angelangt, als der Doktor eben seinen Text fortsetzte, indem er, das Gemach aufthuend, sagte: „Was schöner indessen, als mein schönster Wohnsitz, was theurer mir, als der reichste Schatz, den mir das Glück bescheert hat, das ist diese Jungfrau: Helena, die griechische Helena, die auf eine zwar geheimnißvolle, aber fatalistische Weise als eine Tochter und Mündel mir verwandt worden, und schon als meine einzige Erbin bezeichnet ist. —

Als die wunderschöne Helena mit ihrem Liebesprangen, mit Augen, die zugleich Ueberraschung, zugleich die höchste Befriedigung wiederspiegelten, dem Magister entgegen kam ... als sie ihn anredete mit süßen Tönen, gleichwie aus dem Munde singender Engel ... da wurde sein Haupt schwindlicht; die Wände, die Tragbalken des finstern Gemaches glitzerten vor seinen Blicken wie von Gold, der Boden wie Rubin, das Gewölbe in schillernder Farbe, wie von Smaragden, die im Sonnenlicht geschwungen werden.

Jedoch all' diese Zauberpracht bethörter Sinne wurde überboten von der Gottheit selbst, die in dem Zaubertempel thronte. Sie sehen, sie hören ... und geschehen war's um Raphaels Kraft und Besinnung. Er unterlag der Oberherrlichkeit des Weibes; vor einer Stunde noch ein Freier, jetzt ein leib- und seeleneigener Knecht.

Drittes Kapitel.

Bei dem Doktor Faust.

1543.

Es ist ein altes versungenes und verklungenes Lied, daß die Liebe alle Dinge zwingt. Darum hörte auch Raphael mit wohlgefälligem Ohr, was am zweiten Tage nach seinem Zusammentreffen mit dem Doktor Faust dieser berühmte Schwarzkünstler zu ihm sagte: „Laß mit Dir reden," sprach Faust mit der Vertraulichkeit, die eigentlich nur langer Bekanntschaft Tochter zu seyn pflegt; „ich muß mit meinen Leuten, mit Sack und Pack von dannen, und mag nicht von Dir scheiden. Schlägst Du ein? ich könnte Dich trefflich gebrauchen. Ich läugne nicht, daß ich in den letzten Jahren wenig Glück mit der Arznei gehabt habe, und doch laufen mir überall die Kranken das Haus ein. Ein fortgesetztes Mißlingen meiner Kuren könnte meinem Ruf im Ganzen schaden. Du aber bist geschickt und jung und anstellig, wie der Wagner, mein Famulus, behauptet. Werde mein Gehülfe für die Arznei, so lange ich noch reisend bin. Ich

halte Dich frei, und was die Patienten baar in Deine Tasche opfern, soll Dein seyn und bleiben. Ferner liebe ich, daß Du Muth hast, den Spöttern dreist in die Augen siehst, und den Degen zu führen weißt, wie ein Meister vom langen Schwerte. Ich werde nach und nach unbeholfen, und da ich meiner Gewandtheit mißtraue, gebricht mir öfters die Kühnheit, die den günstigen Augenblick nicht versäumt. Du würdest meiner Familie gewissermaßen ein Vorfechter seyn. Denn in dieser Zeit des steigenden Unglaubens hat namentlich die junge Welt nicht mehr die Ehrfurcht im Leibe, die sie den Weisen zu bezeigen hätte. Endlich könntest Du mit Deiner gewaltigen Stimme den menschenfressenden Polyphemus deklamiren, wenn ich vor den Leuten die homerischen Helden aus dem Schattenreich empor rufe. — Sieh', ich bin Dir gut; Helena hat Vertrauen zu Dir; Wagner ist Dein Freund; der Schlingel, mein schwarzer Mephistophel, wird Dir ein unterthäniger Knecht seyn, wie uns Allen, und somit wäre Dein Leben ein angenehmes, bis ich mich zur Ruhe setze, und auch Dich von den Früchten langer Arbeit Deinen Theil genießen lasse. Nun, was meinst Du?" —

Um Helenens willen schlug Raphael, ohne sich zu bedenken, in die Hand des Doktors, und ließ sich zum Abenteurer anwerben. Am Ziel der wunderlichen Laufbahn lachte ihm ein herrlicher Preis. „Ich bin der Eurige," sagte er zum Doktor; „doch bedinge ich mir, daß Ihr mich Eure geheimen Künste lehrt, und mir freigebiger damit dient, als Eurem Famulus, der bis heute, wie er selber sagt, noch gar nichts weiß."

Ehe er antwortete, kratzte sich Faust etaws verlegen den Kopf, zog ein halbsaures, halb gutmüthiges Lächeln um seinen Mund zusammen, und zuckte die Achseln. Dann erwiederte er: „Ich darf gestehen, daß ich wohl ein Mehreres wissen mag, als andere Gelehrte. Doch

will ich gegen einen Freund des großen Paracelsus aufrichtiger mit der Farbe herausgehen. So wie nicht Alles Gold, was glänzt, so ist nicht Alles Teufel, was einen Bocksfuß trägt; nicht Alles, was auf einem Besenstiele reitet, ist Hexenpack. Ich verstehe allerdings der Künste manche; der geheimen, außerirdischen, diabolischen weiß ich einen ganzen Schatz auswendig. Indessen hält die Welt noch unendlich mehr von mir, als was die Wahrheit ist; und Du darfst mir glauben, daß ich in früheren Zeiten hie und da meinen Scheiterhaufen wohl gefunden haben würde. Du weißt freilich, um so viel jünger als ich, von jenen Zeiten nichts. Ich erinnere mich dagegen ihrer noch ganz wohl; hab' selbst als Bube Zauberer brennen sehen, die gewißlich weniger vom Höllenzwang verstanden haben, als jetzo ich. Heute ist's ein Anderes Des Luther und des Zwingli Lehren haben so viel Lärm gemacht, und so viel Streit erregt, daß man heute an gar nichts Anderes zu denken Zeit hat. Im Gefolge dieser Kämpfe ist zudem ein Freiglaube in die Menschen gefahren, der sie bewegt, den geheimen Künsten weniger Wichtigkeit beizulegen; hie und da sogar ein Unglaube, der sie alle Magie, die schwarze wie die weiße, läugnen macht. Die Altkatholischen selber haben mit Dämonen und Nikromanten einen Waffenstillstand geschlossen, weil sie einen dringendern Feind zu bekämpfen haben, und nicht angesehen seyn wollen, als blieben sie ganz zurück auf der Bahn des Fortschreitens. Ich sehe voraus, daß der Friede mit den übernatürlichen Mächten und ihren Wissenden nicht in alle Ewigkeit dauern kann, daß alle heute streitenden Partheien ihr Schwert dagegen kehren werden, sobald sie nur unter sich selbst Ruhe haben; — was thut dies aber? Jetzo ist's an der Zeit, zu forschen, zu lernen, zu experimentiren, und — Pfeifen zu schneiden. Die Welt ist neugierig und dem Geschickten unterthan. Ihre Bewunderung und ihr Geld gehört demje-

nigen, der ihr Auge beschäftigt, und ihre Einbildungskraft in Bewegung setzt. Ich habe, nach langen Reisen durch alle Länder der Welt" — der Doktor verfiel hier nach ziemlich verständigen Betrachtungen in sein gewohntes Prahlen — „den Weg zum Reichthum und zum Ruhm gesucht; ich habe ihn, was noch mehr ist, gefunden. Meine Schätze werden nach meinem Tode in andere Hände fallen," — hiebei drückte Faust vielversprechend die Hand des Magisters — „mein Ruhm aber wird ewig in der spätesten Geschlechter Munde seyn! Fortschreitend wuchs ich an Kräften. Nachdem ich als einzelner Forscher den Boden der Praxis geprüft, habe ich mit meinem Schicksal das Loos des Mephistophel verbunden, den ich aus Portugal mit mir genommen. Gewiß ist, daß dieser Schwarze eine räthselhafte Person, über welche ich mich noch nicht aussprechen will; gewiß, daß er mir vom größten Nutzen ist: daß ich durch ihn mein Glück begründet habe. Die Leute sehen hin und wieder den Satanas in ihm . . . nun, ich will mich nicht erklären; es ist noch nicht an der Zeit; aber besser, denke ich, den Teufel an der Seite haben, als allein seyn. Dieser Schwarze hat von jeher Allen, die mir neidisch waren, Allen, die mir malâ fide auf den Dienst lauerten, Ehrfurcht eingeflößt, hat ganze Bergwerke von Gold und Silber in meine Taschen geschüttet. Sein Name ist zwar stinkend, wie er selbst — der Gesell hat einen durchdringenden Schwefelgeruch an sich — aber, was er mir gebracht: Weihrauch, Gold und Edelstein, — hat immer lieblich gerochen."

Der Doktor machte einen kleinen Absatz in seiner höchst verwunderungswürdigen Rede, und Raphael wußte nicht, ob der Wundermann im Scherz oder im Ernst gemeint, was er gesagt. Der Doktor rieb die fetten Taschenspieler-Hände, machte seine Finger knacken, ihrer Geschmeidigkeit zu liebe, putzte die ölige Feuchtigkeit, die

gern in den Mundwinkeln eines Schlemmers sitzt, hinweg, und küßte mit gespitzten Lippen die Luft, indem er fortfuhr: „Ein lustiges Leben, das wir dazumal führten: ein Junkerleben, fahrend von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß. Allüberall war Doktor Faust zu finden, und mit ihm sein getreuer Knecht. Wo ein Rathgeber, wo ein Prophet und Wahrsager, wo ein Arzt und Zecher, ein Todtenbeschwörer und Ceremonienmeister, ein Tröster und ein Lustigmacher vonnöthen, war Doktor Faust bei der Hand. Ich erschien so zu gelegener Zeit, ich kam und ging so schnell, daß man mir nachsagte, ich führe auf meinem Mantel durch die Luft. Nun hin und wieder mag etwas daran gewesen seyn. Den Feinden theilte ich lange Nasen und Hirschgeweihe aus; die Gastfreundschaft belohnte ich mit Blumensträußen, die ich aus dem Tisch hervorzauberte. Ich war von Jung und Alt gern gesehen; die Gunst der Frauen war mein schönster Lohn. — Auf einmal fühlte ich mich im Uebermaaß des Glückes arm, arm, ach so arm! Ich hatte keine Wünsche mehr, sie waren alle schon im Voraus befriedigt! Da fiel mir ein — just war ich zu Erfurt und las ein Collegium über den Homer — da fiel mir also ein, daß ich wohl gern die griechische Helena, die Helena von Troja, hätte sehen mögen. Vergnügt, einmal wieder eine Sehnsucht in meiner Brust zu verspüren, und auf Mephistophels Versicherung, daß die Helena noch immer am Leben, fuhr ich mit ihm gen Griechenland, und dort hab' ich, die Du kennst, Magister, wahrhaftig angetroffen. Ihr Daseyn, ihr Leben, ihr Zusammentreffen mit mir, das innige und himmelreine Band, das uns vom ersten Augenblick verknüpfte, — Magister, sie wäre die Blüthe aller Mirakelgeschichten auf Erden, Helena's Geschichte, wenn ich sie erzählen wollte, wenn ich's dürfte; aber ich muß schweigen, schweigen, bis ...“ Er machte ein wunderliches Schnörkelzeichen in die Luft, legte die beiden

Zeigefinger kreuzweis über dem Mund zusammen, und sah betreten zu Boden.

„Ei, du riesengroßer Lügner!" dachte Raphael still und zürnend; denn er wußte schon aus Helena's schnell vertrautem Munde, daß sie in Krakau geboren, und, noch ein halbes Kind, von dem Doktor ihren Eltern abgekauft worden, um mit ihrer Schönheit und Jugend Hülfe der abenteuerlichen Erscheinung des Faust einen erhöhten Reiz zu geben, und mehr Volk in seine Gaukelhütte zu locken. — Er kam nämlich häufig an einen und denselben Ort zurück, und der Bewunderer, der Thoren und der Neugierigen gab es dann immer weniger, sobald er nicht verstand, durch etwas Neues anzuziehen.

Der Doktor wollte eben wieder den Mund aufthun, da erschien Mephistophel in einem feuerfarbigen Wamms. Strohgelbe Hülsen umschlossen eng seine mageren Beine; ein Dienermäntelchen auf niederländische Art, von bauschigem, knarrendem Zeuge, starrte, heuschreckengrün, von seinem Rücken ab. Die rothe Mütze saß frech auf des Mohren spitzigem Schädel. Um's dem Herrn nachzumachen, der mit Straußfedern prangte, hatte der kindische schwarze Geck ein paar grelle, im Hof zusammengeraffte Hahnenfedern aufgesteckt. Beiläufig gesagt, hätten wohl zwei Pferdefüße in den breiten, ungeschlachten Schuhen stecken können, die der Bursche trug. Sein ganzes Wesen war das eines alternden, mürrischen, vormäuligen Knechts, der aus der Unverschämtheit seinen Beruf macht, statt aus dem Dienste, für den er da ist. Seinen unschönen Körper entstellte noch obendrein eine wilde Rührigkeit, wie des schweifenden Panthers. Seine Sprache war ein Gemengsel von portugiesischen und deutschen Brocken, kaum verständlich, rauh und grob. —

Nachdem der Schwarze den Auftrag ausgerichtet, um dessentwillen er hereingekommen, deutete Faust auf den Magister und sprach sehr sanft: „Mephistophel, dieser

Mann gehört von heute an zu meinem Hause. Ich empfehle ihn Deinen Diensten, und will, daß Du seinen Befehlen gehorsam seyst, wie den meinigen." — Mephistophel betrachtete den Magister trotzig vom Kopf bis zu den Füßen, schnitt eine schiefe Fratze und schwieg. — „Hast Du gehört? wirst Du gehorchen?" fragte der Doktor noch einmal, sanfter als zuvor. — „Ja, ja, doch dauert's nicht mehr lang," versetzte der schwarze Knecht. — „Wie? warum?" fuhr der Doktor auf. — „Die Zeit ist bald um; um ist bald die Zeit," grinste Mephistophel. — „Um? um? Du Hund, Du Sohn des Abgrunds?" donnerte Faust plötzlich wie ein Wüthender: „noch einmal dieses Wort, noch einmal, Du wolfszahniger Abkömmling des höllischen Schlundes! Thu' auf den Rachen, und wiederhole, was Du gesagt!" Sofort, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Prunkgewänder seines Knechts, stieß er denselben zu Boden, behandelte ihn grausam mit Fußtritten, und schlug ihn mit dem Stabe, der ihm zur Hand war, daß der Schwarze sich heulend auf der Erde wälzte. Erst dann, als der Herr müde vom Dreinschlagen, erlaubte er dem Mißhandelten, auf den Knieen herzurutschen, und ihm für die gnädige Strafe das Kleid zu küssen. „**Gontar da Ripedo! Gontar da Ripedo!** Denke daran, du infernalische Brut!" schrie dem Flehenden der Doktor zu, stieß ihn von sich, und befahl ihm, auf allen Vieren, wie ein unsauberer Köter, aus der Thüre zu kriechen. — Raphael war stumm vor solcher Härte, und im höchsten Maße erstaunt über den urplötzlichen Wechsel von Sanftmuth und Ingrimm, der sich so auffallend in des Doktors Reden und Handlungen geoffenbart hatte.

„Vergib mir meine Hitze," sagte Faust, der augenblicklich wieder in seine ruhige Aufgeblasenheit zurückgetreten war: „ich wäre aber mit all' meiner Autorität unter'm Joch des Teufelsburschen, wenn ich ihm nur ein

Vaterunser lang den Glauben hingehen ließe, als sey er besser, denn ein Maulesel.“ Faust setzte mit schlauem Lächeln hinzu: „Die Dämonen dürfen nicht anders traktirt werden. Sie wachsen gern ihrem sterblichen Herrn über den Kopf.“ Nach einem langen Blick in die Augen Raphaels kehrte sich der Doktor schnell zur Seite, und fragte hart, zur Erde hinhorchend: „Was soll's? Murrst Du, böser Geist? schmähst Du, Elender, Deinen Meister?“ Nach einer Pause tönte durch den Fußboden ein fernes Geheul. Eine Stimme, wie Mephistophels, jammerte: „Weh' mir! Fluch Dir! was schlägst Du mich so unbarmherzig?“ — „Still, befehl' ich!“ donnerte Faust entgegen, und wendete sich dann wieder zum Magister: „Jetzt wird er Ruhe geben. Ich hab' ihn in Gedanken magnetisch gezüchtigt. Er wird daran denken!“ — Sich geberdend, als wische er den Schweiß der Mühe von der Stirne, schloß der Doktor mit den Worten: „Das Experiment macht mir stets mehr Arbeit, als der Höllensohn werth ist, doch hilft's, wie wenn man einen entspringenden Hund mit einem Steinwurf trifft, worauf er gewöhnlich umkehrt, und zum Gehorsam kriecht, weil er verspürt, daß er vor des Herrn Strafe auch in der Ferne nicht sicher ist. — Laß uns jetzo zur Erholung eine Kanne leeren, daß ich Dir's bringe auf langes fröhliches Beieinanderseyn!“ —

Raphael folgte seinem wunderlichen Freunde und Gönner, mit allerlei Gedanken beschäftigt. Die besorglichsten derselben wurden jedoch überwogen von dem Staunen, das in ihm des Doktors maßlose Unverschämtheit erregte, womit Letzterer ihm den vorigen Auftritt zum Besten gegeben hatte. Der Magister hatte unschwer errathen, daß der Schwarzkünstler aus dem Bauche geredet, und nur eine Posse gerissen, um seinem neuen Gehülfen einen großen Begriff von seinen geheimen Künsten beizubringen; daß er auf eine listige Art versucht, in dem

Gehülfen den Glauben zu befestigen, als sey der Schwarze wohl am Ende doch der Satan selbst. Raphael war indessen von Stund an geneigter als je, den Mephistophel für einen Menschen, und zwar für einen recht unglücklichen Menschen zu halten, den irgend eine geheimnißvolle Begebenheit auf Gnad' und Ungnad' in eines barbarischen Meisters Gewalt geliefert.

Seines Staunens und Grübelns ungeachtet befand sich Raphael nunmehr in derselben Gewalt, wie Mephistophel, wie der Famulus Wagner. Er stand sogar unter einer Doppelherrschaft: Helena führte den Oberbefehl über ihn. Das schöne Weib hatte unauflösliche Ketten über ihn geworfen. Ihre dreiste Aufrichtigkeit gewann stets den Sieg über Raphaels Verstand, so wie ihre äußerliche Erscheinung über sein Herz und seine Sinne. Sie hatte zu ihm gesagt, da sie zum erstenmale mit ihm unter vier Augen seyn durfte: „Du bist um meinetwillen hieher gekommen, ich weiß das. Du warst mein, als ich Dich nur einmal angeschaut hatte. Auch Du hast mir gefallen, wie noch keiner von allen Männern, die ich gesehen. Du sehnst Dich nach mir, ich verlange nach Dir. Wir dürfen uns daher nicht trennen, damit wir beisammen seyen, wenn die Sterne uns günstig werden. Wir sind jung; der Doktor wird alt, und, was bedeutender, gebrechlicher von Tag zu Tage. Er wird ungeheuere Reichthümer hinterlassen; ich erbe dieselben; ich theile sie dann mit Dir, denn was mein ist, sey von heute an Dein; wir werden noch lange glücklich seyn. Der Doktor prahlt und lügt; habe Geduld mit seinen Lügen; er weiß sich viel mit seinen Künsten, und will den Schwarzen gern unter der Hand als den Teufel selber gelten lassen; thue, als ob Du ihm glaubtest. Lache nicht zu seinen Gaukeleien, hilf ihm darinnen; von mir unterstützt, wirst Du sein Vertrauen immer mehr gewinnen. Sey nicht eifersüchtig, wenn ich auf unsern Reisen den

Männern zu gefallen suche. Der Doktor will's, und die Männer wiegen ein flüchtig Lächeln mit schwerem Golde auf, nicht wissend, daß ich sie im Herzen verachte, und nur Einem, Dir angehöre. Folge mir jederzeit in Rath und That; wir werden, glaube mir, noch glücklich seyn."

So war Raphael also ein Unterthan geworden, und konnte nicht einmal erhalten, daß ihm Helena erlaubt hätte, noch einmal seine Eltern zu umarmen, bevor er sich mit dem Schwarzkünstler nach Hessen auf den Weg machte. „Was willst Du in der Heimath?" fragte Helena: „Kannst Du ruhig seyn, wenn Du nicht an meiner Seite bist? Achtest Du nicht für verloren jeden Augenblick, den Du nicht mit mir verlebst? Bin ich Dir nicht theurer als Vater und Mutter? Laß sie, bis ich als Deine Braut Dich zu ihnen begleiten kann. Jetzt gönne ich Dich nicht den Eltern, nicht den Freunden, nicht ein Wort aus Deinem Munde allen Weibern dieser Erde. Bleib' bei mir; eine Schönere findest Du nicht. Du findest auch nicht Eine, die Dich liebte, so wie ich."

Diese Sprache führte das stolze Weib, und schüchterte damit den Magister ein. Wenn er überlegen, wenn er prüfen wollte, streckte sie ihre zauberische Hand nach der seinigen, oder sie ließ ihr Auge dem seinigen begegnen, und jeder Zweifel, jede Verdüsterung zerging in Seligkeit. Zuweilen legte sich Helena auf's Scherzen, und jedes ihrer Worte erheiterte den Liebenden; oder sie erzählte von ihren Reisen, von ihrem Kinderleben, und er horchte auf, alles Andere vergessend. Dann sang sie etwa zur Laute oder zur Harfe, und Raphaels Ohr und Auge hing verzückt an ihren melodischen Lippen. Was ihn am meisten begeisterte, war eine zärtliche Hingebung, die manchmal Helena's Reize wundersam verklärte; oder die kindliche Unbefangenheit, womit sie sich oft in sein Herz schmeichelte, wenn sie ihre Unwissenheit nicht bemäntelte,

sondern alle Irrthümer und Verstöße, die ein schlecht erzogenes Geschöpf begehen kann, frei in die Welt laufen ließ, um des Geliebten Gelächter und Zurechtweisung herauszufordern. Helena lebte nur im Kreise ihres Hauses und ihrer Gefühle. Was darüber hinaus, war ihr fremd und gleichgültig. Ob Kriege die Erde verwüsteten, ob Religionszwiste der Christen Herz verwildern machten, ob ein Kaiser, ob ein Papst vorhanden, — das kümmerte sie nicht. Ob Polen über'm Meer, ob Wien eine Vorstadt Jerusalems, ob spanisch deutsch, oder deutsch eigentlicher spanisch sey, — das wußte sie nicht. Sie liebte des Lebens Bequemlichkeiten; nicht weniger liebte sie ihren Raphael. Das genügte ihr; den Doktor mochte sie leiden, weil sie ihm den Wohlstand und den Freund verdankte. — Der Magister sah in allen ihren Eigenschaften fort und fort ein reiches Gemüth, fort und fort ahnte er einen hoch über Jeglichem stehenden Geist in Helena's Leichtsinn. Er gefiel sich im Selbstbetrug.

Helena hätte übrigens unter des Doktors Händen nicht anders werden können. Fausts Leichtsinn und Sorglosigkeit ging in's Weite. Das ziehende Leben hatte den Abenteuerer, den Marktschreier, den lockern Tafel-, Zech- und Spielbruder völlig reif gemacht. Im Besitz vielfacher Kenntnisse, ließ er dieselben brach liegen, um Gaukelkünste zu treiben, um vermittelst unedler Praktiken seinen Säckel zu füllen. Mit den Jahren war er ein eigensüchtiger Kopf geworden, der um Kleinigkeiten haderte, als ob das Reich selber auf dem Spiele stände; ein gieriger Selbstesser, der sich kein Gewissen daraus machte, den armen Wagner schier verhungern zu lassen, und den Mephistophel auf Schmarotzen und Raub auszuschicken, damit er sich sättige. Trotz dieser schnöden Kargheit jedoch verschleuderte er das Geld bei Sang und Spiel, und trieb lächerliche Schwänke, die ihm nur Zeit raubten, wenn gleich sie dem gemeinen Haufen gefielen.

Die schwächliche Gestaltung seiner Sitten und seiner Gemüthsbeschaffenheit bewog ihn, dem Beifall der Gemeinen nachzutrachten, mit jungen Leuten und mit Müßiggängern auf Du und Du zu stehen, kluge und gelehrte Männer zu meiden, den Reichen den Hof zu machen, den Vornehmen die Sohlen zu lecken. Was dem Gaukler im Laufe solcher Bestrebungen etwa an Demüthigungen heimkam, suchte er an seiner Familie — wie er ächt römisch seine Hausgenossen nannte — mit Grimm und Hoffart einzubringen. Weil nun Helena meistens seiner spottete, so blieben ihm als Sündenböcke nur der Schwarze und der Famulus; der letzte unbedingt; der andere aber sehr bedingt, da er häufig den Spieß umkehrte.

Es bestand ein eigenthümliches Verhältniß zwischen beiden; das war nicht zu läugnen. Sie buhlten wechselseitig um ihre Gunst; sie verfolgten sich wechselseitig mit Haß und Widerstand. Welch' ein Ding band wohl so fest den großsprecherischen Herrn an den blutarmen Knecht? Was knüpfte den leicht gereizten Diener so beharrlich an den aufbrausenden Tyrannen?

Auf den Hin- und Herzügen des fahrenden Doktors hatte Raphael einmal Gelegenheit, vermittelst seines Dazwischentretens und seiner Körperkräfte den Schwarzen vor abscheulichen Gewaltthätigkeiten, die ihm sein Meister zugedacht, zu retten. Faust, nachdem er seinen Ingrimm ausgetobt in Worten, erzählte zu seiner Entschuldigung seinem Gehülfen, daß Mephistophel kein Mitleid verdiene. „Seit langen Jahren schleppe ich mich mit dem Burschen," sagte er: „ich habe ihn aus Portugal mitgenommen, woselbst er der Sklave eines berühmten Magiers gewesen. Ein brauchbarer Sklave, ich muß es sagen; in geheimen Wissenschaften bewandert, und ein geschickter Helfer bei allen Arbeiten solcher Art. Er gab vor, in Aegypten und Indien gelernt zu haben, was er wußte; der edle Portugiese war mein Freund, und da

er zu sterben kam, erbte ich von ihm seine Arcana, seine Habe und den Knecht. Was meinst Du aber, Raphael? Ich ertappte den Höllenbraten, da er just seines Herrn Verlassenschaft — mein Eigenthum also — bestehlen wollte. Ich fand in seiner Tasche eine Büchse von großem, großem Werthe. Was hättest Du hierauf gethan?" — „Ihn hängen lassen, oder, nachdem ich ihm den Raub abgenommen, ihn davongejagt in die weite Welt," versetzte der Magister, ohne sich im Mindesten zu besinnen. — Faust machte hierauf ein saueres Gesicht, kratzte nach seiner Gewohnheit sein linkes Ohr, und erwiederte kopfschüttelnd: „Das hatte seinen Haken, seinen Nagel, seine Unbequemlichkeit. Ich konnte ihn brauchen, den Burschen, der, ich bin's versichert, keine sterblichen Eltern gehabt hat. Und endlich trug er bei sich, in sich, in seinem Mohrenschädel ein Geheimniß, das ich nicht gern hätte zum Verwittern in die freie Luft hängen, oder in die vier Winde einem Andern in die Küche jagen mögen. Das verwünschte Geheimniß! das hat mich an den Schwarzen, Hand an Hand, Fuß an Fuß geschmiedet." — „Nun," hob Raphael wieder an: „wenn Euch das Ding so wichtig, und wenn also Mephistophel, indem er's Euch offenbarte, Euer Wohlthäter geworden ist, so begreife ich vollends nicht, warum Ihr ihn noch heute mit Eurem Zorn verfolgt?" — „Hm, hm, Du kannst freilich nicht wissen . . . aber das Uebel ist eben, daß er mir seit der langen Zeit noch nicht geoffenbart, was ich von ihm erwarte. Hab' ich ihn nicht gehätschelt, wie ein Podagrist dem Meerschwein thut, das Gicht und Fluß von ihm nehmen soll? Freilich überläuft mich manchmal Galle und Verdruß, wenn der schwarze Kauz sich erlaubt, grob und höhnisch mit mir zu reden; aber weder das Schmeichelwort, noch die Drohung, weder der Hunger mit Schlägen, noch der Ueberfluß mit schönen Versprechungen und Belohnungen haben jemals an's

Licht fördern können, was der Schurke in seinem Gedächtnißkasten trägt; was er mir immerdar verspricht, ohne mir's auszuliefern." — „Das ist zwar schlimm," meinte Raphael: „doch denk ich, Menschlichkeit würde viel eher das Ziel erreichen, als die rohe Gewalt. Wie bald ist's um einen Menschen geschehen? Ein Schlag von Eurer Hand vermag den Armen zu tödten, und Ihr hättet dann die Henne mit den goldenen Eiern geschlachtet!" — Der Doktor wußte hierauf nur mit einem stummen Kopfnicken zu antworten.

Kurz nachher kam Mephistophel Abends zu dem Magister, kniete vor ihm nieder, setzte dessen Fuß auf seinen Kopf, und sprach: „Du ein Mensch; der Dicke nur ein Vieh. Ich diene Dir." — „Nicht doch, Stophel. Diene Deinem Herrn getreu, gib ihm nicht Anlaß, Dich zu strafen. Er grollt Dir, — Du weißt, warum?" — „Ei wohl; ei wohl. Weil ich ein verschwiegen Grab bin, von Schätzen voll, und weil ich mich nicht will bestehlen lassen. Ich weiß gar gut. Hätte er einmal, was er will, er würde mir nicht geben, was ich haben soll, was mein gehört. Da soll er also warten; mir ist etwas in den Kopf geschmiedet und geriegelt; wenn ich sterbe, stirbt's mit mir. Mir selber hilft's nicht, da Er hat, was ich dazu gebrauche." — „Was hat er?" — „Mein Eigenthum hat er." — „Sieh' doch; und er beschwört, Du hättest ihm das seinige rauben wollen." —

Mephistophel fletschte die Zähne, machte einen häßlichen Rundsprung und versetzte: „Dieb schilt Dieb den ehrlichen Mann. Lustig, lustig also in der verkehrten Welt! Du sollst aber wissen, Mann der Milde und des Rechts, daß er gelogen hat, der falsche Meister. Was ich aus dem goldenen Lande Bengalen herübergebracht in Portugal, hatte mir der gelehrte Gontar, mein Herr, aufbewahrt; ich war nicht sein Sklave, ich bin nicht des Doktors Sklave. Wir haben einen Pakt ein Bündniß

mit einander. Schon allzuoft hat der Doktor es mit Gewalt erneuert. Mein alter Herr in Portugal war gut, und wenn ich zittere, so oft der Faust seinen Namen ausruft, so zittere ich nicht vor Entsetzen, wie er etwa meint, sondern die Wehmuth wirft mich um, und macht mich heulen. Mein alter Herr hätte mir mein Kleinod zurückgegeben; da starb er, und als ich nehmen wollte, was er mir nicht mehr zurückstellen konnte, faßte mich der Faust als einen Dieb. Was konnt' ich thun? Ein schwarz Gesicht hat Unrecht im Land der Weißen. Des Doktors Klage und Eid wäre mein Tod gewesen. In meiner Herzensangst verrieth ich Dummkopf, wozu ich meinen Schatz brauchen wollte! Wär' doch meine Zunge stumm gewesen! Der Herr bot mir den Tausch an. Doch wollte nicht er, nicht ich zuerst herausgeben, was wir haben und wissen. Er soll also warten in Ewigkeit; ich will jedoch nicht warten; ich kann nicht mehr; die Zeit läuft schnell über Häupter, die nicht mehr jung sind. Ich muß mein Gut haben, des Meisters Seele hängt daran; es ist seine Seele, die Seele des Habgierigen, und sie muß mir endlich werden, diese todte Seele, sollte ich ihm dafür seine unsterbliche aus dem Leibe schütteln!" — Der Unhold spreizte seine Finger wie Krallen, und schwenkte sich auf den Fußspitzen, als wolle er Fittiche ausspannen. Raphael schlug in Gedanken ein Kreuz. Der Mephistophel kam ihm zum ersten Mal wahrhaftig vor, wie die Fledermaus des Abgrunds.

„Hör' auf, hör' auf!" ermahnte er den Zornigen, das Gesicht abwendend: „Du bist ein wüster Gesell. Ich verstehe Deine Gleichnisse und Heimlichkeiten nicht; bringe aber Deine gräßlichen Gedanken nicht zur That, sonst will ich an Dir verrichten, was der Doktor an Dir versäumte?" — Statt vor der drohenden Bewegung zu entfliehen, glitt der Schwarze an die Seite des Magisters setzte sich vertraulich zu seinen Füßen auf den Schemel,

zupfte ihn am Mantel und begann: „Gib Dich nicht zum Schatten eines schlechten Körpers her; würge nicht, den Du beschützt hast. Sey nicht ein Lügner gegen Dich selbst. Du liebst ihn ja nicht, den Faust; Du liebst die Helena, und schon deßwegen bist Du ein Feind des verlogenen Schwarzkünstlers, der weniger von der Magie versteht als Nero, sein Pudel. Der Hund findet doch den Spadi-Fantl aus der Trappolierkarte*), der Meister aber sieht nicht Horn, nicht Klaue des Erzfeinds im Hause.

„Willst Du schweigen!“ fuhr Raphael entrüstet auf. Mephistophel machte eine demüthige Geberde, und stotterte: „Willst Du still seyn, Du Hund! Recht so. Der Faust nennt mich oft einen Hund, gar oft. Er hat auch dann und wann vor thörichten Leuten seinen Pudel für mich ausgegeben, und betheuert, er verwandle mich in das Vieh, sobald ich etwas verbrochen oder versäumt. Ist das nicht fein und artig? Aber ich will's ihm gedenken. Der Hund, der Schatten eines Hundes, soll des Gauklers Verderben werden. Ich will den Jahalom befreien aus seinem Kerker. Ich selbst will der Jahalom seyn, der des falschen Zauberers Herz und Seele zermalmt!“

„Was redest Du? welch' einen Namen nennst Du da?“ — „Ich rede von einem Stein, von einem Stein des Lebens, von einem vernichtenden Steine. Jahalom, Du sollst mein werden, weil Du mir gehörst.**) Aber leider spreche ich hier zu einem M a n n e von S t e i n, denn Du wirst mir nicht helfen wollen, mein Hab und

*) Fante di Spate: der Piquebube; — Spadi-Fantl: ein kleines Teufelchen. Carta di Trappola: das älteste Kartenspiel in Europa.

**) Jahalom, einer von den Edelsteinen im Brustschilde des Hohenpriesters. Der Name gleichbedeutend mit „zerstoßen, zermalmen.“ Daher auch die Annahme, daß der Jahalom den „Diamant,“ den härtesten Edelstein, bedeute.

Gut wieder zu gewinnen?" — Mephistophels Augen bohrten sich so brennend und so dreist anfragend in Raphaels Blick, daß der Magister eine Hölle voll von blutigen Anschlägen darinnen zu entdecken fürchtete, den Kopf wegdrehte und erwiederte: „O nein, o nein, Versucher, hoffe nicht auf mich, nicht in Ewigkeit! Geh' hin, geh' hin, ich halte Dich nicht zurück; laß auch mich!" — „Wenn auch ... wenn schon ... gleichviel! ...." murmelte der Knecht: „Mein Geheimniß wäre Dein, meine Dienste wären Dein, Helena wäre Dein; Alles, Alles! Wenn Du jedoch nicht willst, kann ich nicht dafür. Will Geduld haben! Geduld! Auch Redscheb wird kommen, wie die Katze über's Dach, so unvermerkt. Auch Redscheb hat glückliche Tage, wie seine Brüder.*) Geduld!" — Somit ging er hinaus, ohne seinem Gönner und Beschützer eine weitere Mittheilung zu machen.

Raphael hatte die letzten Worte des Knechts überhört, beschäftigt, wie er war, die finstern und gierigen Gedanken, die Mephistophel wie eine Handvoll schwarzer Vögel in sein Gehirn geworfen, mit Muth und Beharrlichkeit daraus zu vertreiben. Es gelang ihm nicht allzuwohl. Von Stund an dünkte ihm Helena schöner als vordem, Faust unerträglicher als je: nach seinen Schätzen, nach endlicher Selbstständigkeit wässerte dem Selbstsüchtigen der Mund. Jedoch war er zu schwach, die Versuchung gänzlich aus dem Felde zu schlagen, so stand ihm sein Gewissen bei, die Mittel von der Hand zu weisen, die ihm die Versuchung bot. Er vermied den schwarzen Knecht, und suchte sich mit seines Handwerks Mühseligkeit und in Helena's Gesellschaft zu zerstreuen. Redscheb kam indessen auch ohne sein Zuthun. —

*) Der türkische Monat „Redscheb" correspondirt mit unserm September. Jeder Monat des türkischen Kalenders hat drei Tage, die als „glückliche" bezeichnet sind.

Doktor Faust hatte, nachdem er seine schwäbische Heimath Kundlingen besucht, das Steuer seines wunderlichen Pilgerschiffs gen Leipzig gewendet. Die reiche Stadt war von jeher des Doktors Paradies gewesen; er sah sie stets mit neuer Vorliebe wieder, indem er dort die fröhlichsten Jugendstunden verlebt, und die possierlichsten Schwänke getrieben hatte. Die alten Burschen von Leipzig waren dem Tausendkünstler treu geblieben. Die alte Lustigkeit, der Credit, die Gastfreundschaft von ehemals, kurz, was immer das Leben erheitert, erwartete den fahrenden Magus. Sein Kopf und seine Hoffnungen wurden immer heller, je näher er dem vielgeliebten Leipzig rückte. Leider fühlte aber seine Gesundheit solchen Abtrag, daß er sich genöthigt sah, immer langsamer zu reisen, und so geschah es, daß er — noch manchen Tagemarsch vom Ziele entfernt — in einem schlechten Dorfe einstellen mußte, obschon der Abend noch nicht eingebrochen war. Das Wetter war jedoch abscheulich, und der Doktor litt an Gliederschmerzen, so wie der Famulus an heftigem Schnupfen. —

Das Wirthshaus war erbärmlich, wie das Dorf, die Kost elend, wie die Schenke; es fanden sich keine Gäste vor, denn der wilde Regen bannte jedwedes Menschenkind in seine Hütte. Die Laune des Doktors, der Gesellschaft liebte und suchte, wurde in der Einsamkeit nicht besser. „Ich weiß nicht, wie mir ist," sagte er, bei dem mehr als bescheidenen Nachtmahl sitzend: „trotz meines Hungers quellen mir die Bissen im Munde auf, und das Bier, — obschon ein ziemlich guter „Hund" aus Dassel — will mir nicht die Kehle entlang; es macht mich husten, und das Blut steigt mir dann zu Kopfe, daß ich feurige Kugeln vor meinen Augen sehe." — „Kein Wunder," murmelte der Wirth den Seinen zu, „da er schon halb des Feuers und des Satans ist!" — Der Wirth kannte nämlich seinen Gast, zitterte vor dem

schwarzen Mephistophel, und würde gern, als ein Frommer im Lande, des Zauberers ganze Sippschaft aus der Thüre gejagt haben, wenn er sich's getraut hätte. — Ueber'm Essen, über'm Klagen und bei einsylbigem Gespräch wurde aus dem Abend Nacht. Helena zog sich voll Müdigkeit in einen wohl verriegelten Winkel zurück, und entschlief fest und tief auf dem ärmlichen Lager. Wagner that desgleichen in seiner Kammer unter'm Dach; neben ihm kehrte sich der Magister unruhig und schlaflos auf der Streue hin und her. Ein dünner Dielenboden trennte ihn vom untern Gemache, worinnen noch Faust neben dem Gepäcke saß. — Der Wirth war im Begriff, seinem unlieben Gast eine gute Nacht zu wünschen. — „Ist der Knecht zur Ruhe?" fragte Faust. „Bei den Pferden im Stalle," antwortete der Wirth, und betete still in seine Mütze: „Erlöse uns von dem Gottseybeiuns!" „Was heult der Hund?" fuhr Faust, zum Fenster horchend, fort. — „Der Wind ist's, gnädiger Herr. Hört nur, wie er die Schindeln abräumt. Eine fürchterliche Nacht!" — „Der Hund ist's, der da heult; mein Pudel ist's, sage ich Dir. Was hat die Bestie? Hast Du einen Sterbenden im Hause?" — „Nicht, daß ich wüßte." Aber der Wirth dachte hinzu: „Einen lebendig schon Verdammten könnte ich wohl eher mit Händen greifen." — „Packe Dich, und sag' dem Schwarzen, daß er den Hund stille!" befahl Faust. — „Daß ich ein Narr wäre, brummte im Fortgehen der Schenkwirth: „Wie käme ich um diese Stunde mit dem Teufel zusammen? mit zweien sogar? denn der Hund ist der Satan, wie der Andere." Dieses bei sich überlegend, steckte er sich in sein Bett, und das Trommeln des Regens auf dem klappernden Dach lullte ihn neben seiner schnarchenden Familie geschwinde ein.

Faust war der Einzige im Hause, der nicht schlief — den Magister ausgenommen. Er fühlte sich unwohl;

das Geheul des Pudels, das immer fortdauerte, belästigte sein Ohr. Seiner Ungeduld nachgebend, riß er endlich den Fensterladen auf, und schrie dem abgelegenen Stalle zu: „Mephistophel! Mephistophel! Sohn des Drachen, hörst Du nicht?“ — Der Wind nahm ihm die Worte zur Hälfte vom Munde weg; schon wollte er den Ruf wiederholen, da rasselte hinter ihm die Thüre, und der sich so gern für einen Geisterbanner ausgegeben, schauerte vor Gespensterfurcht zusammen, denn wie aus dem Boden gestiegen stand Mephistophel in der Stube, und fragte mit gewohnter Unverschämtheit: „Was soll's?“ —

Faust ließ sich bebend auf den elenden Stuhl nieder, und stammelte: „Wie kommst Du in der Geschwindigkeit daher?“ — Der Schwarze grinste: „Hast Du mich nicht selber oft ermahnt, so schnell zu seyn, wie Deine Gedanken? Da bin ich; aber auch die Zeit ist da; da ist die Zeit.“ — „Welche Zeit?“ — „Heute vor vier und zwanzig Jahren ... entsinnst Du Dich?“ — „Leider; es fällt mir ein, daß um diese Zeit Ripedo starb, und daß ...“ — „Seit jener Frist behieltst Du widerrechtlich mein Eigenthum. Von Jahr zu Jahr hast Du mich gekirrt, noch länger Deinen Dienst zu thun. Heute ist meine Geduld am Ende. Gib heraus, was mir gehört. Du hast's versprochen.“ — „Was hast Du mir versprochen, Feuerbrand? Dein Geheimniß; gib's heraus, oder ...“ — „Mein Eigenthum oder Dein Leben!“ —

Mit einer entsetzlichen Geberde, obgleich waffenlos näherte sich Mephistophel seinem Meister, der wild aufsprang und nach seinem Stocke haschte. „Du wagst, Du wagst zu drohen, Knecht der Finsterniß?“ rief er voll Angst und Wuth. Der Schwarze antwortete ihm mit einem gellenden Schrei. Der Sturm hielt inne vor diesem Schrei. — „Mord. Mord, wer hilft!“ — stam-

melte der Doktor, sich entgegenwerfend dem bösen Mahner. Aber ein plötzlich über ihn herfallender Taumel drehte ihn um und um, und streckte ihn plump und schwer zur Erde. So eben klopfte Raphael, nachdem er der Teufelsfurcht, die in ihm mächtig aufgestiegen, Herr geworden war, auf den Fußboden seiner Kammer, um dem bedrängten Meister ein Zeichen der Hülfe zu geben. Gleich darauf stürzte er in Fausts Stube, und fand den Hingestreckten allein, auf dem Gesichte liegend, neben dem umgeworfenen Lichte, das sein Gewand ergriffen hatte. Mephistophel war von dannen gewichen. Auf Raphaels Geschrei kamen die Wirthsleute, kam Helena, kam der Famulus. Aber kein Mensch, außer dem Magister, getraute sich, eine Hand an den Körper zu legen. Als Raphael denselben umgedreht hatte, fand man das Gesicht blauroth, schwarz unterlaufen, die Augen hervorgetreten, die Zunge aus dem starren Munde ragend. Eine Verletzung war an dem Körper überall nicht zu finden. Dennoch war der Doktor todt; durch „Heimsuchung des Herrn" hinweggenommen, wie man den schnellen Tod dazumal nannte. Aber die Hausleute zeterten, und traten ab von der Leiche und segneten sich, indem sie sagten: „Der Satan hat ihn erwürgt; der Bund war abgelaufen! Seht, wie noch seine Kleider glimmen; riecht ihr den Brandgeruch? zu jenem Fenster ist der Schwarze mit der armen Seele hinausgefahren! und jetzo heult der Hund nicht mehr, und der Sturm hat ausgetobt: die bösen Zeichen haben das Strafgericht des Gottlosen verkündigt!"

Wenn auch Raphael nicht offen in's Geschrei der Leute einstimmte, so dachte er im Stillen fast wie sie; denn Mephistophel und der Pudel waren weg und nirgends zu finden. Wagner schaute zu der Geschichte, wie ein herrenloses Schaf. Helena war im Geiste die Freieste. Ihr liebedürstendes Auge fragte den Magister: „Hab' ich

nicht Recht gehabt? Verstehst Du jetzo ganz Dein Glück und das meinige?" Sie forderte ihn auf, die Hand auf Faustens Habe zu legen. Der Magister rief nach einem Amtmann oder Richter, nach einem Notarius zum Inventar. Der Wirth schüttelte den Kopf und antwortete mit dem unzweideutigsten Eckel und Entsetzen: „Behüte! was denkt Ihr? wer wird in diesen Höllendingen wühlen? Daß wir Uebrige den Tod davon hätten? Nein, nein; zieht ab, und nehmt den ganzen Plunder mit euch; es wird euch Niemand hindern. Gott erbarme sich, daß gerade unter meinem Dach die erschreckliche Teufelsbegebenheit hat vorfallen müssen! Aber geht nur geschwind von dannen, und nehmt Alles, Alles mit euch; laßt nicht eine Faser, nicht ein Stäublein eurer Fahrniß im Hause. Ich muß es reinigen, segnen, ausweihen lassen, und der kleinste Brosam, der von euren Kleidern fiele und zurückbliebe, brächte neues Unglück. Fort, fort, nicht eine Stunde lang' behalt' ich euch!"

Die Erben des Doktors mußten gehorchen. Raphael und Wagner trugen auf ihren Armen die Leiche auf die Gasse, und legten sie dort nieder, bis Pfarrer und Gemeinde darüber entscheiden würden. Dann luden sie, der Hülfe des Knechts entbehrend, ihr Gepäck auf, und priesen sich glücklich, den Ort zu verlassen, ehe der Tag noch angebrochen war. Sie wären wohl schwerlich den ärgsten Mißhandlungen entgangen. Nach kurzer Berathung schlugen sie alsbald wieder den Weg ein, den sie gekommen waren; nach Frankfurt statt nach Leipzig ziehend. Ein kluger Kopf hatte schon im voraus berechnet, daß sie umkehren würden. Im ersten Nachtlager stellte sich zu Raphaels Schrecken und Verwunderung der Mephistophel bei ihm ein. „Du hier?" rief der Magister. — „Ja freilich. Laß uns unter vier Augen reden. Ich bin entsprungen, weil ich fürchtete, als ein Mörder festgenommen und bestraft zu werden; dennoch hab' ich keinen Theil

an Faustens Tod. Die Sünde hat ihn erstickt. Ich entkam durch's Fenster, hab' mich in den nassen Wald verkrochen, sah euch auf der Straße dahinfahren, folgte von weitem, und bin nun da, um zu erfahren, ob die Erbin des Faust gerechter seyn werde, als der Meister selber.“ — „Wie meinst Du das, seltsames Geschöpf?“ — „Du wirst Helena's Mann und Herr seyn, eh' der Herbst vorüber. Was ihr gehört, ist Dein. Gib mir mein Eigenthum aus Fausts Habseligkeit heraus.“ — „Was denn? Laß hören.“ — „Die gelbe Büchse, roth geflammt, mit einem Deckel von Metall. Sie steht verschlossen in der Kiste, wo der Faust seine Kleinodien verwahrt.“ — Raphael holte die Büchse auf der Stelle aus der erbärmlich bestellten Geldtruhe. „Ist's die?“ — „Ja, ja; gib her!“ erwiederte Mephistophel gierigfunkelnden Auges, und langte mit beiden Händen nach dem Behältniß. — „Nicht doch; noch nicht. Ich habe Deinen letzten Zank mit dem Herrn vernommen, Wort für Wort. Wenn ich auch glauben wollte, daß diese Büchse Dein Eigenthum ... wirst Du mir nicht dafür geben, was Du dem harten Meister versprochen? Faust hielt auf Dein Geheimniß große Stücke. Du selber hast mir vertraut, es würde mein Glück machen, wenn's mir bekannt wäre. Sag' mir's, und die Büchse ist Dein, sobald Du nicht gelogen.“ — „Ich sage Dir's; Du bist ein Mensch; Jener war ein Vieh. Ich sage Dir's, und will Dir dienen, wie ich kann. Laß nur zuvor sehen, ob das Siegel unverletzt?“ — Beide beschauten das Siegel; dem Raphael schien es wohl in Ordnung. Mephistophel dagegen schnitt eine Fratze, kläglich ausrufend: „O weh, weh, 's ist nicht das alte! — Wie leicht, wie leicht!“ setzte er hinzu, die Büchse auf der Hand wiegend: Oeffnen wir's, Herr? ich gebe nicht her, was ich weiß, bevor ich nicht gesehen, ob in der Büchse Alles wohl aufgehoben oder nicht?“ — „Gut; ich auch schenke Dir nicht im blinden

Muth, was ich selber nicht kenne.“ — Nach vielem Suchen fand sich der Schlüssel zur Büchse. Sie ging auf; außer einigen Lappen von Leder und Leinwand war nicht das Geringste darinnen. — Raphael war überrascht, aber den Schwarzen schlug dieser Anblick zu Boden. Er zerkratzte sich Gesicht und Brust, er rollte sich im Staube, als hätte er Feuer an sich, und aus heiserer Kehle stieß er, ohnmächtigen Grimmes voll, die Worte: „Verwünscht sey der Schurke Faust; der Bösewicht müsse reiten auf glühenden Scheermessern, Häringe essen in Ewigkeit, dürsten dabei in Ewigkeit! Jaholom! Jaholom! wo bist Du? wo sind Deine Brüder, Jaholom?“ Er knirschte, er lachte, klapperte mit den Zähnen vor Kälte, keuchte vor Hitze. — „Der Teufel wird wahnwitzig,“ dachte Raphael, und sah ihm mit Bestürzung zu.

Endlich kam der Schwarze wieder zu sich; richtete sich empor, und sprach zum Magister: „Ich bin kahl und arm; kannst Du mich noch brauchen als einen Knecht?“ — „Warum nicht? Du kannst mir dienen, so Dir's beliebt, kannst auch von mir scheiden, wann Du willst. Sag' mir aber, was sollte in der Büchse seyn?“ — „Reiner Edelstein, reiner Edelstein!“ murrte Mephistophel. — „Hängst Du so innig an Juwelen? sollten sie Dir in Deine Heimath zurückhelfen?“ — „Heimath, Heimath? kenn' ich sie noch? Ich hab' sie lang' vergessen. Aber Jahalom sollte mir viel mehr geben, als Heimath und heißes Vaterland, die Jugend, die Unsterblichkeit!“

Raphael fuhr zusammen. Sein Körper und seine Seele waren erschüttert. Die Lieblingshoffnung seines Daseyns blitzte auf einmal wieder empor. „Stille!“ flüsterte er, dem Mephistophel den Mund verschließend: „ich glaube zu wissen, wovon Du redest ...; meinst Du nicht den flüssigen Diamant?“ — Mephistophel nickte seinerseits, verwundert, einem Wissenden zu begeg-

nen. Rasch fragte nun Raphael den Starrblickenden: „Hast Du das Recept?“ — „Ja.“ — „Wo?“ — Der Mohr deutete auf seine Stirne. — „Wenn Du's vergessen hättest . . .?“ — „Hab' ein gut Gedächtniß.“ — „Wenn Du's niederschriebst . . .?“ — Unschwer errieth Mephistophel, daß der Magister das Geheimniß nicht besaß; daß er darnach lechzte. Darum antwortete der Knecht ungeschlacht: „Dann hättest Du's, dann hätte es die ganze Welt . . . und ich allein hätte es im Grunde nicht, denn mir fehlt der Edelstein, der Edelstein, der Jahalom!“ — „Geduld, Geduld, mein schwarzer Freund! Wenn wir zusammen arbeiteten? Du gäbst die Formel; ich brächte Dir die Diamanten zu?“ — „Du? Hast Du sie denn, die Diamanten?“ — „Des Doktors Schätze . . . sein Erbe, seine Güter werden unermeßlich seyn und gewißlich an Juwelen reich.“ — Mephistophel lachte hell auf: „Des Doktors Schätze? und diese Büchse leer? Der Verschwender hat sie verschwelgt, hat sich gemästet von dem Raube; hat den reichen König gespielt, und ist darüber zum Bettler geworden! Lauf' nach, lauf' nach! Wo meine Diamanten liegen, liegt auch das Gold des Faust. Nebel sind seine Paläste, Dampf und Rauch sind seine Güter! Verwünscht sey er, der Dieb! Sein Leib sey dem Züchtiger, und seine Seele, wohin sie gehört!“

Viertes Kapitel.

In Mainz.
1542 — 1572.

Raphael schlug seinen Wohnsitz in Mainz auf. Sein Leben, so wollte er, sollte endlich, nach oftmaligem Wechsel, dem ruhig dahinströmenden Rheinstrom gleichen, sollte breit, wohlgefällig, segensreich und gesichert seyn. Wie Mephistophel, der schlimme Prophet, vorhergesagt, war freilich der Reichthum des Faust nur Schaum und Lüge gewesen. Der Leichtsinnige hatte Alles vergeudet, und die Schlösser und Herrschaften, womit er geprahlt, niemals besessen. Außer seiner verbrauchten Gaukeltasche, außer seiner Zauberlaterne und dem cylindrischen Hohlspiegel, womit er seine Geister citirte, fand sich nichts von Werth in seinem Nachlasse, und auch die genannten Apparate überließ der Magister seinem Freund Wagner als eine Ausstattung zum weitern Fortkommen. Wagner ging auf eigene Gefahr in die Welt, das Handwerk seines hingeschiedenen Meisters fortzusetzen. Raphael widmete sich der Arzneikunde mit allem Fleiße. Wenn die Namen der Menschen eine ächte Bedeutung haben, so ziemte sich für den Magister der seinige: „Heilung durch Gott.“ Wohin er kam, floh die Krankheit von dannen. Doch war der Lohn nicht eben reichlich. Helena's Besitz — Raphael hatte die Strahlende geehlicht — versüßte ihm aber die Stunden der Sorge. Im Honigmond schien

ihm sein Glück unsäglich, reichend bis an die Sterne; er wartete seines Glücks im Verborgenen. Im folgenden Mond zeigte er die Gattin stolz vor allem Volke, und erfreute sich des allgemeinen Lobes. Im dritten Monat bemerkte er mit Verwunderung auf der blanken Stirne und neben den majestätischen Augen seiner Gattin den leisen Schatten von feingezeichneten Fältchen. Kaum traute er seinen Blicken, dennoch waren die Fältchen da, und zu Raphaels Aerger schienen sie tiefer einzuschneiden Tag für Tag. „Hab' ich doch vor der Hochzeit keine Spur davon gesehen!“ zürnte er in sich hinein. „Unterliegt denn auch die überirdische Schönheit meines Weibes dem Gesetz der Zeit?“ fügte er hinzu. — Da fiel ihm bei, daß er die Eltern so lange nicht gesehen, daß er ihnen, seinem Vorsatze zum Trotz, die Braut, die Gattin noch nicht gezeigt. Er besann sich auf die Flasche, wunderbaren Inhalts voll, die er in seiner Mutter Verwahrung gelassen. In jener Flasche schlummerte die ewige Jugend, die er seinem Weibe mitzutheilen willens war. Er beschloß, die Flasche zu holen. Helena, die auf ihre Schwiegereltern im rauhen Odenwald nicht sehr neugierig war, brauchte die Mutterhoffnung, die ihr blühte, zum Vorwande, von der Reise sich loszumachen. Raphael ging denn ohne sie, von seinem Schwarzen begleitet, auf die Fahrt. — Sie war nicht glücklich. Vor Darmstadt warf das Pferdlein den Magister ab, daß er sich das Bein verrenkte. Er mußte in einer Herberge liegen bleiben. Unwillig aber schnell entschlossen, schrieb Raphael einen Zettel an den Bruder, Grüße an die Eltern, und die Bitte, ihm die Silberflasche wohlverwahrt zu schicken. Zugleich lud er den Bruder ein, selber zu kommen, und ihn auf seinem Siechenlager zu trösten. Mephistophel eilte mit dem Zettel nach dem Walde. Nach zwei ewig langen Tagen kam der Mohr zurück und meldete: „Dein Bruder wird nicht säumen, Dich heimzusuchen.“ — „Das

erwarte ich von meinem wackern Dietrich." — „Er läßt Dir aber berichten, daß ihm leid thue, in Trauerkleidern kommen zu müssen." — „Trauer, was gibt's? Wer ist von ihm geschieden?" — „Von ihm und auch von Dir die Eltern; was mehr?" — „Der Vater todt, die Mutter ihm gefolgt?" — „Sie seyen Hand in Hand gestorben, sagt Dein Bruder; ohne Schmerzen, ohne Leid, einen schönen Tod, wie die Leute sagen." — „Und ich habe sie nicht wiedergesehen vor ihrem Ende!" klagte der trostlose Sohn, und floß in Thränen über. — Da kam der Bruder gerade recht, den Gram seines Raphael zu lindern, ihm weinen zu helfen. Diether erzählte viel vom Hintritt der alten Leute, die unversehens mit einem leichten Seufzer in die Ewigkeit gegangen waren, den Segen für ihre Kinder auf der Zunge. „Sie haben Gott gedankt für ihr langes Leben; sie haben sich innig gefreut auf's jenseitige; sie haben lächelnd, spielend überwunden," setzte Diether hinzu, und die Brüder umarmten sich alsbald gefaßt und voll Vertrauen auf den Schöpfer. Einen leisen liebevollen Vorwurf mochte Raphael dem Dietrich nicht ersparen: „Hättest Du von dem Wundertrank . . . Du weißt in jener Silberflasche? . . . hättest Du der Eltern Lippen damit befeuchtet, sie lebten noch!" — „Das wagt' ich nicht; Du hast gesagt, das Wasser sey für Schäden aller Art; und sieh', da ich's einmal gebrauchte, eine Wunde zu verbinden, die ich mir selber mit dem Jagdmesser beigebracht, — meiner Treu! die Wunde wurde schlimmer, ist noch jetzt nicht verharrscht." — „Das glaub' ich, mein Diether. Dennoch möcht' ich Dich recht brüderlich bitten, mir zu Gefallen gleich jetzt von jenem Trank zu kosten. Du glaubst nicht, wie herrlich er auf Menschenherz und Menschenhirn zu wirken pflegt. Mephistophel, wo ist die Flasche? — „Mag seyn," versetzte Diether; „hm, ja, ganz wohl. Ich würde Dir zu liebe und auf Dein Wort blindlings davon

trinken, wenn ich schon gesund bin, wie ein frisches Ei, allein . . ." Der junge Förster sah den Mohren verlegen an; der Mohr zuckte die Achseln, und sah nicht weniger verlegen seinen Herrn an. „Was habt Ihr denn?" fragte Raphael, der aufmerksam wurde, und zwar voll Herzensangst. —

Die Sache ist," erwiederte Mephistophel trocken, daß nicht mehr vorhanden ist, was Du verlangst, Herr." — „Die Essenz, das Elixir?" — „Nicht ein Tropfen der Essenz, nicht ein Staub der Flasche." — „Nicht möglich! Diether, Diether, strafe ihn Lügen." — „Ich kann nicht, Bruder. 's ist wirklich nichts mehr da. Wohin der silberne Kürbis gerathen, — ich weiß es nicht. Die Mutter hatte ihn im Schranke verwahrt. Nachdem ich daraus genommen — ein Unglück, daß ich's that — hab' ich das Behältniß wieder an seinen Ort gestellt. Als Dein Bote angelangt, hieß ich ihn das Verlangte selber nehmen, weil just der Graf erschien, und mir befahl, ihm in den Wald zu folgen. Er sollte nur mit der Flasche vorausgehen, sagte ich dem schwarzen Menschen da. Ich säumte nicht, ihm zu folgen. Aber seine Hände waren leer. Er hatte die Arznei nicht gefunden. Ich lief zurück, ich suchte selbst, aber vergeblich. Nun denke ich nicht anders, als daß irgend Jemand von den Leuten, die nach dem Tod der Eltern aus- und eingegangen sind im Hause, um der silbernen Flasche willen die Arznei entwendet haben mag. Es thut mir von Herzen leid, liebster Bruder, und ich bin bereit, Dir den Werth des Silbers völlig zu ersetzen. Was die Essenz werth seyn mag, das weiß ich freilich nicht. Aber zürne mir nicht lange. Meine Nachläßigkeit ist vielleicht verzeihlich, wenn Du bedenkst, wie bestürzt ich nach der Eltern Hintritt war. Mein Weib und unsere Schwester heulten mir die Ohren voll, und ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand." —

Die Biederkeit des Bruders und sein unverstellter

Kummer entwaffneten allerdings den Zorn des Magisters, der den Diether liebte, wie sein Auge. Um so herrischer redete er den Schwarzen an, und fragte immer heftiger, ob derselbe nicht wisse, wohin der kleine Schatz gekommen? Mephistophel betheuerte ruhig, die Flasche gar nicht gesehen zu haben. „Hast Du ein Gewissen Bursche?“ drang Raphael voll Verdruß und Schmerz in ihn: „Glaubst Du an irgend Heiliges auf Erden und im Himmel? Kannst Du beschwören, was Du sagst? Wie heißt der Eid, dem Du gehorsam und getreu bist?“ — „Glaube mir und meinem Wort,“ entgegnete Mephistophel kalt: „es ist das Wort eines armen, aber ehrlichen Teufels.“ — „Der Teufel lügt, guter Freund. Gestehe: ist Dir wirklich gar nichts, gar nichts von der Flasche bekannt?“ — „Willst Du mich des Diebstahls beschuldigen?“ fragte Mephistophel ungestüm entgegen, und entwickelte die ganze Lebendigkeit afrikanischer Aufregung: „was sollt' ich stehlen? was war denn in der Flasche? Hast Du mir denn gesagt, was darinnen? Was sollte mich denn reizen, ein Ding zu stehlen, das ich nicht kenne, das ich nicht abgeschätzt? Ich höre, daß die Flasche von Silber gewesen. Pah! was frage ich nach Silber, ich, der den Jahalom besessen? Untersuche mich jedoch, meine Lumpen, meinen armen Leib; suche ob Du so viel edeln Metalls bei mir findest, als die Feile des Probmeisters mit einem Zuge von einem Schlickethaler zu raspeln vermag. Ich will gehenkt seyn, wenn ich die vermaledeite Flasche gesehen habe; gehenkt will ich seyn!“ — „Genug also, genug. So muß ich mich denn bescheiden. Denke aber an diesen Tag, Mephistophel, und wenn Du Uebles gethan, so mache es wieder gut, Dein Gewissen zu erleichtern.“ — Mephistophel grinste: „Wenn nur jedwedes Gewissen auf Erden so leicht wäre, wie das meinige; es ist ein leerer Bettelsack. Aber denken will ich

dieses Tags, weil ich nun weiß, daß Du eben so falsch und grausam bist, wie der unselige Faust." —

Raphael verlängerte nicht den unnützen Wortstreit. Er bezwang seinen Aerger, um nicht die Stunden zu entweihen, die er in Gesellschaft des Bruders dem Andenken der geliebten Eltern widmete. Von seinem Gebrechen genesen, pilgerte er noch zu dem Grabe der theuern Todten, schenkte dem Bruder seinen Theil am schmalen Erbe, segnete Diethers Haus, letzte sich mit ihm, und kehrte dann nach Mainz zurück. — Auf dem Wege drängte sich ihm leider abermals der schwarze Kummer um den Verlust seines Kleinods unwiderstehlich auf. Seines Weibes ewige Schönheit, seines Lebens unvergängliche Dauer, die endlose Jugend, die er seinem vielgeliebten Bruder zugedacht, der Reichthum, der aus jener Wunderflasche hätte sprossen können: — Alles verkümmert, verloren, auf immer dahin! So lange er, in Liebesbande verstrickt, dem Doktor Faust gefolgt war, hatte er des Elixirs vergessen. Nun aber machte er sich die bittersten Vorwürfe darüber. Beinebst ging das weibliche Geschlecht nicht leer aus. Euphemia, die ihn verblendet, daß er seinen Meister sterben ließ, Euphemia, die ihn von Salzburg hinweg gejagt, und ihn hernach verrathen, daß er, ein aufgegebener Mann, in das Netz der Helena taumelte, Helena selbst, die ihn so gewaltig unterjocht, daß er des höchsten Guts seines Lebens schnöde und knabenhaft vergessen...! wie zürnte er der Meineidigen, wie zürnte er der Zauberin! — In seinem Unmuth torquirte er den Mephistophel mit neuen Fragen, mit neuem Argwohn. Dagegen blieb der Knecht auf seinem alten unerschütterlichen Verneinen. „Ich meine es ehrlich mit Dir," sagte er zum Schluß unwillig: „ehrlich immerdar. Ich will gehenkt seyn, wenn ich lüge." — „Wenn das ist," warf Raphael in einem andern Tone ein, „so beweise mir's. Das Gefäß, um welches ich so traurig

gekommen bin, enthielt das Elixir von Diamanten . . . Du weißt?" — „So? ei! Schade darum!" — „Ich kann den Verlust kaum verschmerzen. Ersetze ihn mir, und theile mir das Recept mit, das Du kennst?" — Mephistophel schüttelte den Kopf: „Mit nichten, Herr." — „Elender! Grausamer, warum weigerst Du Dich?" — „Weil ich mich nicht von dem Gedanken losmachen kann, daß Du meine Diamanten hast." — „Wie? hör' ich recht?" — „Vollkommen. Du bist falsch und hart, wie der Faust; ich glaube, daß Du mir nicht die Wahrheit gesagt; ich befürchte, Du habest die bengalische Büchse in Deine Tasche ausgeleert, und verlangst nun nach meinem Geheimniß, um mit meinen Schätzen Dein Glück zu begründen." — „O Du Nichtswürdiger! dieses mir, Deinem Wohlthäter?" — „Zu Zeiten leckt der Hund, zu Zeiten beißt er," lachte Mephistophel bitter. — „Schweige, Du böser Geist!" fuhr ihn Raphael an: „ich will Dir sagen, was ich von Dir denke: Du weißt nicht das Arcanum, womit Du Dich brüstest. Deine Weisheit ist nur leere Spiegelfechterei. Armseliger Tropf, der mich mit einer Lüge bis an's Ende der Tage foppen möchte!" — Die Trauben sind sauer, sagte der Fuchs," — also höhnte Mephistophel entgegen: „ich will Dir nun ebenfalls wiederholen, was ich von Dir denke: Du hast meine Edelsteine; ja, Du hast sie; Du bist schlimmer als der erste Dieb. Gehenkt will ich seyn, wenn Du den Jahalom nicht hast; aber auch gehenkt, wenn ich Dir jemals die Hand biete, um mein Eigenthum als ein ewig junges Blut in Deine und der Deinigen Adern zu flößen, oder als ein immerdar wachsendes Gold in Deine Schatzkammer zu säen!" — Die Folge dieses bösen Zwistes zwischen Herr und Diener war, daß sie sich, noch diesseits des Rheins, trennten; daß Raphael allein nach Westen, Mephistophel gen Osten zog. — —

So war denn die Wunderwelt, von der Raphael so

viel geträumt, seinen Händen entrückt; so war er auf das dürre Alltagsleben einzig angewiesen. Er durfte nicht mehr erwarten, sein Haus und seinen Stamm zu ewigen zu machen, oder von Königen und Kaisern für seine Lebenstinktur überschwenglich belohnt zu werden. — Er nahm anfangs die Sache leicht und muthig auf die Schultern. Wohnte er doch am üppigen Ufer des Rheins, im Theil des Vaterlandes, den er am meisten liebte. Der Strom, der als ein fernes Silberband das Auge des Unmündigen erfreut, in dessen Fluthen der Schüler sich gespiegelt, spiegelte nun sein still behagliches Paradies wieder: sein einfaches Haus, seinen kleinen, aber wohlgeordneten Garten, aus dessen Blumenfülle Helena, Alles überstrahlend, emporleuchtete, eine stolze Rolandsrose. — Raphael war geliebt von seinem Weibe. Sie hing an ihm mit dem Ungestüm, der leidenschaftlichen und wenig ausgebildeten Menschen eigen ist. Sie kannte nur Ihn; aber dafür nahm sie jede Spanne seiner Zeit, jeden seiner Blicke, jede seiner Geberden in Anspruch. Was er that und sagte, mußte sich auf sie beziehen, für sie gethan und geredet seyn. Das einzelne Haar auf Raphaels Haupte gehörte der Gattin. So wollte es Helena, und sie errang, was sie wollte, unwiderstehlich, ob sie nun schmeichelte, oder ob sie zürnte. Anfangs gehorchte der Mann mit Freuden. Später faßte er sich in Geduld; noch später litt er ungeduldig die Stürme der eigensüchtigsten Liebe.

Helena schenkte dem Magister einen Sohn. Dessen muthige Augen und tapfer aufgeworfener Mund machten, daß er den kriegerischen Namen „Bertram" in der Taufe erhielt. — Mehrere Jahre darauf kam eine Tochter; sie wurde Susanne geheißen, weil sie weiß wie Lilien war; vielleicht auch, weil des Vaters und der Mutter Liebe nicht mehr grünte. Und als, wieder nach etlichen Jahren, noch ein Sohn von Gott bescheert wurde, taufte ihn der Vater: „Joachim," eine „Hoffnung auf Gott." Bertram

war ein Kind der goldenen Wochen gewesen. Susanne, eine Tochter der Zeit, die mild und lau, aber auch zweifelhaft erscheint, wie Mondnächte im Gefolg von Sonnentagen. Joachim fiel in die ehernen Jahre, die Venus nicht mehr regiert mit grünem Scepter, die aber dem Mars gehören und seinem rothen Eisen, bis endlich der grämliche Saturnus so Lieb' als Haß, so Freud' als Leid in seinen schwarzen Bleisarg niedermäht. — Wer trug aber die Schuld des kummervollen Wechsels in den Gesinnungen eng= und langvertrauter Herzen? Was in aller Welt hatte Helena's liebenswürdige Laune in die unleidlichste verkehrt? was hatte sogar den leidenschaftlichsten Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit den Stempel tiefwurzelnder Erbitterung aufgedrückt, daß sie den Gatten erschreckten, statt ihm wohl zu thun? Raphael selber begriff lange nicht den Ursprung des Uebels, bis endlich und endlich hingeworfene Worte, unwillkürlich herausgesprochene Vorwürfe und Klagen des Weibes ihm Alles enthüllten. — Seufzend ermaß er den Umfang seines Unglücks, dessen Dauer nicht zu berechnen, dessen Ende nicht abzusehen war.

Auch Helena hatte, wie alle Frauen, ihren Spiegel. Sie hatte, wie alle Frauen, gewisse Stunden, die dem glatten zierlichen Freunde gewidmet waren, dem Freunde, der, gleich so manchen im Leben, ein Schmeichler ist, so lange Alles gut im Hause steht, und wiederum ein kalter schonungsloser Hiobsfreund, wann die Zeiten da sind, die uns nicht gefallen. Viele Jahre hindurch war der Spiegel eifrig gewesen, zu sagen: „Helena, gesegnet seyst Du, Schönste aller Weiber!" Dann hatte er angefangen, an ihren Reizen zu mäkeln; dann hatte er täglich mehr und mehr ihrer Bemühungen, ihm Unrecht zu geben, gespottet; dann war er plötzlich müde geworden, sie zu loben, sie zu trösten, und hatte ihr dürr herausgesagt: „Dein Herbst ist gekommen!" — Wäre

Helena ein Weib gewesen, wie viele Tausende leben, eine Magd der Demuth und Ergebung in's Unvermeidliche, — sie hätte dem Spiegel mit einem Seufzer etwa den Rücken gekehrt, hätte die Matronenhaube aufgesetzt, und sich gewöhnt, lächelnd zu sagen: „Gewesen!" — Die arme Helena jedoch, die keinen andern Schatz besaß, als die Schönheit, wandelte ihr leichtes Blut in Galle um, und wurde „jeder Zoll" eine Furie, da sie mit Grauen bemerkte und mit dem besten Willen nicht mehr läugnen mochte, daß ihr Gatte unverändert stehen geblieben war im Strom der Zeit. Schöner, jünger, kräftiger war er nicht gewesen, als er zum ersten Male ihr erschienen und ihr Herz mit einem einzigen Blick erobert. Noch mehr: es kam ihr vor, als sey sein Auge feuriger und stolzer, sein Lächeln süßer und zuversichtlicher, seines Körpers Prangen, seiner Glieder Ebenmaß noch untadelhafter und triumphirender geworden. — Wie gerne hätte sie die Wahrnehmung für eine Gaukelei gehalten, die ihre Liebe zu Raphael ihren Sinnen vorgemacht! aber grausame Freundinnen sagten ihr mit begeisterter Bewunderung gerade das, was sie schon mit Eifersucht gesehen. Von Stund' an knüpfte sich in Helena's Kopf und Brust Erkenntniß an Erkenntniß, Argwohn an Argwohn, Furcht an Furcht. Verglich sie im Spiegel dann und wann des Gatten Antlitz mit dem ihrigen, so verlor sie alles Vertrauen zu sich selbst und auch jegliches zum Gemahl. „Welch' ein Magnet in seinen Blicken, aber nur mehr für Andere!" klagte sie oft, allein mit seinem Bilde und ihrem Spiegel: „welch' ein Lächeln, doch sucht er nicht mehr, mich zu gewinnen! Wie süß und lockend der Mund, der jetzt nur selten meine Wange berührt, so kalt und leise! Der wunderbare Mann ist zum Lieben geschaffen! geschaffen, um Liebe zu verlangen, doch verlangt er sie nicht mehr von mir! Ich bin freilich alt gegen seine Jugend, ich bin zwar häßlich, seiner Schönheit

gegenüber, aber dennoch brennt in mir der Jugend Glut, und er ist kalt, so kalt wie Eis geworden! Das ist nicht natürlich, das ist . . . weh mir, daß ich's sagen muß . . . das ist Treulosigkeit! Er verschmäht mich, nachdem er meine Blüthen gesammelt; gewiß schmückt er Andere, Glücklichere, mit den Liebeskränzen, die mir gebühren. Sie wären aber mein, gewiß noch heute mein, wenn nicht die Schönheit mir früher treulos geworden wäre, als der grausame Gatte!" —

Nachdem sie der Thränen viele heimlich vergossen, ging sie wohl zu ihren Kindern, aber deren Anblick erinnerte sie entweder an die Zeiten, die nicht mehr waren, oder deren Züge malten ihr mit verdoppeltem Reiz das Antlitz des Mannes, den sie immerdar liebte, und zwar mit Trotz und Eigensinn liebte, aber den sie wiederum fürchtete und verdächtigte, dem sie zürnte aus Eifersucht jeglicher Art. Sie beneidete ihn um seine Jugend, um die Gunst von Männern und Frauen, um den Ruhm, der seiner Kunst gezollt wurde, selbst um die Liebe der Kinder. Sie schalt sich eine Elende, eine Verlassene, wähnte sich von ihrer ganzen Familie zurückgestoßen, und floh daher nur zu oft aus der beseligenden Nähe der Kindheit. Wohin? zu dem Manne, der die räthselhaftesten und entgegengesetztesten Empfindungen, ohne es zu wollen, in ihrer Brust aufregte. Bald fiel sie ihn an mit Tadel und Vorwurf mit Beschuldigungen; bald peinigte sie ihn mit Thränen, mit Klagen, mit dem leisen, herbverwundenden Spott, womit Tiefgekränkte ihre Gegner zu necken verstehen; bald umschlang sie ihn mit fieberhafter Zärtlichkeit, von ihm verlangend die Sehnsucht früherer Jahre, Liebe fordernd für Liebe, Wonne für Wonne, Taumel für Taumel! — Dergestalt nach der Reihe den Gatten erschreckend, verletzend und überwältigend, gelang ihr nur, ihn zum klaren Bewußtseyn seines Leidens zu bringen, und zur trostlosen Erkenntniß seiner

Lage. Die Folgen blieben nicht aus, und waren der mit sich selber zerfallenen Helena nicht günstig. Sie zerriß mit eigenen Händen den rosenschimmernden Schleier, der in jedem Alter das Weib umhüllen soll, damit es liebenswerth bleibe. Am Tage hadernd und meisternd mit unbesonnenem Munde, glich Helena zur Nachtzeit einem Geiste, der das Grab seiner Lieben trauernd umkreist. Wie oft saß sie, während Raphael vor Müdigkeit tief schlummerte, an seinem Lager und betrachtete seine Züge, bald mit Wehmuth, bald mit Zorn. Immer dieselben jugendlichen Züge; immer dasselbe rosige Gesicht, dasselbe Lächeln um den Mund! Unzähligemal suchte Helena ängstlich, die Lampe haltend, eine Runzel auf der glatten Stirne, eine Falte auf der vollen Wange, eine eingesunkene Stelle am Halse oder auf der Hand. Umsonst. Keine Spur des Alters auf dem Marmor dieses Leibes; kein Freithofblümchen im Barte *), keine lichte Stelle im Lockenhaare Raphaels! — Helena hätte Alles darum gegeben, ein Zeichen zu finden, daß Raphael anfange, ihrem Beispiel und dem Gesetz der Zeit zu folgen. Aber Alles war vergeblich. Leider hatte sie Muße genug zu ihren nächtlichen Forschungen. Der leiseste Hauch ihres Mundes, über Raphaels Wange streifend, hätte ihn vordem geweckt; jetzo vermochte es nicht einmal der grelle Schein der Lampe. — Helena's Leben gehörte der Verzweiflung.

Auch über Raphaels Haupt und Seele zogen sich indessen schwarze Wetter zusammen. Die Launen und Grillen, Verfolgungen und Vorwürfe seines Weibes hatten ihn nicht verleitet, sie zu mißhandeln, sie zu hassen, oder sich selber zwecklos zu quälen. Was ihn ernsthafter beunruhigte, war der Vorwurf, den er sich machte, die Ordnung der Natur verrückt zu haben, indem er von dem

*) Weißes Haar.

Elixir genossen, dessen Wirkungen sich jetzt, nach so vielen Jahren, kräftig beurkundeten. — Er ahnte, wie redlich des unbekannten griechischen Chemisten Ermahnung gewesen, den Wundertrank nur erst nach reiflicher Ueberlegung zu versuchen. Raphael erkannte mit Staunen, daß sein Herz nicht jung geblieben war, daß sein Verstand nicht minder die Rosen, die blendenden Gaukelbilder der Jugend, abgestreift hatte. Die schönsten Täuschungen waren weg. Raphael belachte sie, und streckte nun des erfahrnern Mannes Arme aus, um andere Besitzthümer zu erhaschen. Das Verlangen war ihm geblieben, aber nach Neuem begann er zu verlangen. So hatte sein Ehrgeiz zu wenig an seinem bescheidenen Glück; so wurde ihm das Vaterland zu enge; darum sah er nicht mehr in seiner Helena alle Weiber, sondern Helena in jedem Weibe." — Er schmähte sich deßhalb, aber er konnte nicht anders. — Was seine Unruhe und sein unbestimmtes Sehnen noch vergrößerte, war die Stellung, die rund um ihn her die Welt, worinnen er sich bewegte, einnahm.

Nahe an dreißig Jahre waren verflossen. Bertram, der aufgewachsen, während der schmalkaldische Krieg und des Kurfürsten Moritz Auflehnung gegen den Kaiser ganz Deutschland mit Sturm erfüllte, hatte sich zum Waffenhandwerk entschlossen, war in des Kaisers, dann in spanische Dienste gegangen, und kämpfte unter dem Herzog Alba in den aufrührerischen Niederlanden. Susanne hatte sich noch nicht entschieden, in den Stand der Ehe treten zu wollen. Manchmal neigte sie sich sogar zum Klosterleben hin, und ihrem andächtigen Beispiel folgte Joachim, der sich vornahm, in dem Jesuitenorden, welcher zu jener Frist anfing, sich wacker auszubreiten, Profeß zu thun. — Neben des Magisters Familie war ein neues Geschlecht herangewachsen, in's bürgerliche Leben eingetreten, zum Theil schon wieder einer jüngern Nachkom=

menschaft Erzeuger geworden. Das Volk, das zu Raphaels Ankunftszeit in Mainz und am Rhein in der Blüthe gewesen, war schon lange aus der Frucht in die Dürre gegangen. Dennoch lebten noch die Meisten, und aus ihren grauen und weißen Häuptern ragte stolz der Schwarzkopf Raphaels in die Höhe, und Keiner von Allen hatte den Magister anders gesehen, als er noch jetzo war. Anfänglich hatten sie ihn freundlich gegrüßt auf seinen Wegen, hatten ihm zugelächelt, die Hände geschüttelt, und herzlichst gesagt: „Ihr seht so wohl aus!" „Du erhaltest Dich so gut!" — „Da sieht man, was ein Arzt an ihm selber vermag!" — „Wir werden ja von Tag zu Tag jünger?" und was dem mehr ist. — In der Folge waren sie mißgünstig geworden, kopfschüttelnde Frager und Neugierige: „Was macht Ihr denn, daß Ihr beständig ausseht, wie vor zwanzig Jahren?" — „Das heiß' ich Glück; Du alterst nie!" — „Dürfte ich nicht wissen, womit die Haare sich so dunkel färben lassen, die Backen sich so prall erhalten, und womit sie geschminkt werden?" — „Wir sind ein wahrer Meister Immergrün; das muß ich sagen, meiner Treu!" und Aehnliches die Fülle. Endlich aber sprachen und fragten sie nicht mehr; schüttelten nicht mehr des Arztes Hände, grüßten ihn scheu und selten, flüsterten aber unter einander: „Was meint ihr wohl? Sechszig Jahre hat er wenigstens, und ist noch jung, wie mit dreißig? Sein Weib — gedenkt ihr noch ihrer Schönheit? — sie ist eine alte Sara; seine Kinder sind groß, und er . . . 's ist unbegreiflich!" — „Wie zu erklären? Wißt ihr noch, daß er beim weiland Doktor Faust, beim Teufelsbanner, gedient? daß er selber den Satan eine Weile bei sich gehabt? Kein Wunder, daß er jung bleibt in Ewigkeit!" — „In Ewigkeit? ja, bis der Pakt zu Ende; das wird böse Dinge absetzen!" — „Mit rechten Dingen geht's einmal nicht zu, wenn er auch täglich in der Kirche

seine Messe hört." — „Und seine Hände möchte ich nicht mehr anrühren; wer weiß, ob nicht ein Stigma des Bösen darauf?" — „Und mein Haus soll er nicht mehr betreten; er verhexte etwa meine Kranken." — „Wir fürchten uns vor ihm, wie vor einem, dem der Schatten abgeht; wollen nichts mehr mit ihm zu thun haben." — „Lieber will ich mit Gott an einer ehrlichen Krankheit sterben, als davon genesen auf unehrliche Weise mit des Teufels Hülfe!"

So redeten die Männer. Die Frauen machten's schlimmer. Die Betagten, die einst nach dem schönen Manne geäugelt, buhlerisch vor ihm einher getänzelt, und all' der Liebe Müh' umsonst an ihn verschleudert, sie haßten ihn von Grund der Seele, und warnten alle Jüngere vor ihm: „Der Mensch treibt übernatürliche Künste, das sieht man wohl; er zehrt vom Leben seiner Frau, die hinsiecht voll von Kummer, während er gedeiht und wächst an frevelhaft gewonnener Jugend. Sobald er das arme Weib zur Erde bestattet, wird er eine Andere angeln wollen, um ihr gerade zu thun wie der Ersten. Hütet euch darum; traut nicht dem bösen Feinde, der aus seinen Augen schaut. Nicht einen Finger reicht dem Gottvergessenen!"

Die Jungen merkten sich's, und die Väter und die Brüder und Vettern der Jungfrauen, und als wirklich eines Tages die arme Helena zum Sterben kam, mehr dem Gram erliegend als den Jahren, da waren auf einmal alle Häuser vor Raphael verschlossen. Die Patienten blieben aus, die Priester predigten auf Kanzeln und in Beichtstühlen von dem dreisten Frevler, der sich unterstehe, nicht alt werden zu wollen. Die Richter berathschlagten, ob nicht an sie die Reihe gekommen sey, den sündhaften Arzt mit Schwefel und Zangen zu curiren. — Raphael erfuhr dies Alles bald. Daß er zur guten Stunde nach Mainz gekommen, war gewiß; aber noch

gewisser, daß die Stunde abgelaufen war. Er bestellte daher sein Haus, versorgte die Tochter als Kostgängerin in einem Kloster, den Jüngling Joachim in einem Collegium der Jesuiten, und suchte für seinen Ehrgeiz und seine Hoffnungen einen größern Schauplatz in Paris. Es war im Jahre 1572.

Fünftes Kapitel.

In Paris. Die Bartholomäusnacht. 1572.

Nach langen Bürger- und Glaubenskriegen hatten die Franzosen einmal wieder Ruhe gegeben. Katholische und Protestanten hatten zu St. Germain-en-Laye einen Vertrag abgeschlossen, der den letztern viele Vortheile gewährte. Sie nannten's einen Frieden, doch war's nur ein Waffenstillstand, ein Halt in den blutigen Geleisen des Krieges, wie die Folge mit Schrecken lehren sollte. Mittlerweile brachten die Partheien die Zeit mit Festlichkeiten zu; die Treulosigkeit wand schimmernde Kränze, um damit die Stirne ihrer bethörten Opfer zu schmücken. Der königliche Hof hatte einen Anlaß gefunden, die vornehmsten Häupter der Calvinisten nach Paris zu locken, indem er den jungen König von Navarra mit der Schwester Carls des Neunten vermählte; eine Feierlichkeit, die durch den Tod der Mutter des Bräutigams um einige Monate hinausgeschoben worden war. Dieses Bündniß, das vorgeblich die vollkommenste Eintracht in Frankreich

begründen sollte, wurde auf's Glänzendste vorbereitet. Die ersten Familien des Landes, ohne Unterschied der Religion, strömten herbei, um Zeugen der freudigen Begebenheit zu seyn, um an den Herrlichkeiten von Paris sich zu ergötzen, und den Hofstaat, sowohl Margarethens als Heinrichs, zu verherrlichen. Die Hauptstadt war überfüllt von Neugierigen und Geschäftigen jeglicher Art.

Unter den erlauchten Namen, womit die Parthei der Reformirten sich schmückte, war der des Grafen von Thiars keiner der letzten. Die Tapferkeit, so wie die Gewandtheit in Unterhandlungen, deren der Graf sich rühmen durfte, hatten ihn zum Rang eines Vertrauten des Admirals Coligny erhoben. Ungefähr zur selben Zeit, wie der Admiral, war auch Thiars, von seiner Gattin und seiner schönen einzigen Tochter begleitet, an's Hoflager gekommen, und der Bewohner eines Hauses in der Straße Bethizy geworden, das einem berühmten Goldschmied und Juwelier als Eigenthum gehörte. Der Juwelier Düfaure hatte das Erdgeschoß inne, und sein Gast bewohnte die oberen Gemächer. Wenige Häuser weiter befand sich die Wohnung des Admirals. Der Graf von Thiars war von dem letztern veranlaßt worden, eine Reise nach Montauban zu machen, welche Stadt eine von denjenigen war, die der König den Hugenotten als Friedenspfänder eingeräumt hatte. Des Grafen Güter lagen nahe bei Montauban. Er konnte zu gleicher Zeit des Admirals Aufträge besorgen, und seine eigene lang vernachläßigte Ernte einbringen, und dennoch zum Tage der Vermählung wieder in Paris eintreffen.

Es war am Vorabend des Hochzeitfestes. Die Gräfin Thiars und ihre Tochter saßen in ihrem Gemach und hörten einem schönen jungen Manne zu, der ihnen von den prachtvollen Zurüstungen in Paris erzählte. Die Gräfin, eine Frau von strengen Zügen und im Spätherbst des Lebens, horchte zerstreut, im Innern mit ganz

andern Dingen beschäftigt. Die schöne Tochter schenkte dagegen dem Cavalier die völligste Aufmerksamkeit. Ein Fremder im Hause würde unschwer auf den ersten Blick errathen haben, daß ein geheimes, aber um so innigeres Verständniß zwischen den jungen Leuten obwaltete. In der That war der Ritter von Beausire, ein Edelmann im Dienste der Königin Katharina, so würdig, von dem Fräulein Thiars geliebt zu werden, wie das Fräulein selber der zärtlichsten Liebe des Ritters werth war.

Der junge Edelmann blickte mit dem festesten Vertrauen in das Auge der Schönen; seufzend forschte er dann und wann im blassen Gesichte der Mutter, die ihren Ernst nicht einen Augenblick verläugnete. Es redete zwar aus dem Antlitz der Gräfin kein Unwille, wenn sie auf den Erzähler ihre Blicke richtete; aber ihre Haltung machte ihn schüchtern und verwirrt. — Nachdem er Alles, was er wußte, berichtet hatte, welchen Bericht er geflissentlich in die Länge gezogen hatte, um seines geliebten Mädchen Nähe noch länger zu genießen, schloß er mit der höflichen und verlegenen Frage, ob ihm erlaubt seyn würde, seine freundlichen Zuhörerinnen am folgenden Tage auf das Schaugerüst begleiten zu dürfen, das für die Ceremonie vor der Liebfrauenkirche errichtet worden sey. Er habe, fügte Beausire bei, über einige Plätze zu verfügen, und wisse sie nicht besser zu vergeben. — Die helle Röthe auf der Tochter Antlitz verrieth ihm allerdings deren Zusage, aber die Mutter antwortete trocken: „Ich erwarte den Grafen bestimmt noch diese Nacht, und es schickt sich, daß er selber unser Führer zu dem Feste sey. Empfangt indessen meinen Dank, junger Herr. Eure Höflichkeit ist zu loben, und ich wünschte, Euch in etwas dienen zu können."

Beausire that schnell den Mund auf, um die Matrone beim Wort zu nehmen; aber eine Bewegung des

Fräuleins, als ob sie den Kühnen von einer Unbesonnenheit zurückhalten wollte, verbot ihm zu sagen, was so tiefgefühlt aus warmem Herzen aufquellen wollte. — Er stotterte einen demüthigen Gruß, ein ehrlich gemeintes Bedauern, und beurlaubte sich so anständig, als von einem armen Menschen zu erwarten ist, der Seele und Verstand zurückläßt in dem Hause, aus dem er geht.

Nachdem er sich schon eine Weile entfernt hatte, saßen die beiden Damen noch immer einander gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen. Die Tochter brach zuerst das Stillschweigen. „Ich glaube," sagte sie, „daß meine Mutter den armen Herrn von Beausire doch allzustreng behandelt. Wäre es denn ein Verbrechen, mir gut zu seyn? wahrlich, beste Mutter: der zarte Dienst, den jener Ritter mir weiht, gefällt meinem Herzen besser, als die leeren Huldigungen alle, die ich Tag für Tag bei Hof und anderswo von den zierlichen Herren dieser Hauptstadt anzunehmen habe." — Die Gräfin erwiederte nach einer Pause: „Ich bin es nicht, die Deinem jungen Herzen und Deinen frisch aufgeblühten Gefühlen zürnen möchte. Es ist so natürlich, daß Jugend nach Jugend trachtet. Die Schwärmerei der Empfindungen ist ein Reiz der jungen Jahre." — Die Gräfin begleitete diese Worte mit einem Seufzer, schaute auf ihren Gürtel nieder, und stellte sich an, als wollte sie nicht fortfahren. Die Tochter dagegen redete ihr mit liebevollem Ungestüm zu, indem sie sagte: „O halte nicht inne, beste Mutter! ersticke nicht die Bewegung, welche Dich ergriffen hat. Enthülle mir nur gerade und aufrichtig Dein Innerstes, und laß mich den ganzen Umfang Deiner Mutterliebe ermessen. Gewiß, gewiß: Du bist nicht blind gegen die Vorzüge des Ritters Beausire; gewiß: ich bin Dir allzuwerth, als daß Du nicht meine Zukunft so glücklich gestalten möchtest, wie das trockene Leben überhaupt es zuläßt. Deine Kälte gegen Beausire ist nur erkünstelt,

Dein Sträuben gegen meine Wünsche ist nur ein vorgebliches. Warum also die Kälte, warum das Sträuben? Sie vergällen mir mit tagelanger Bitterkeit die Freude einer halben Stunde, die ich an Beaufstre's Seite verlebte, so herzlich, so fröhlich, wie ich das ganze Leben zubringen möchte!"

Eine Thräne schlich aus dem Auge der Gräfin über ihre bleiche Wange; der Tochter Kuß trocknete die Thräne auf. Nicht fähig, diesem Zeichen der Liebe zu widerstehen, sammelte sich die Matrone, nahm den holden Kopf ihres Kindes, das vor ihr kniete, in beide Hände, und redete mit Ernst, mit Sanftmuth, und zugleich mit der zärtlichsten Hingebung: „Nein, ich bin nicht gefühllos; nein, ich will Dein Glück nicht im Keim ersticken. Was den Ritter auszeichnet ... ich weiß es. Er ist wohlgebildet von Gestalt und Gesinnungen, er stammt aus altem Adel, er ist reich genug, um seines Hauses Würde aufrecht zu erhalten; seine Tapferkeit ist ein Sprichwort im Lande, seine königlichen Gebieter haben keinen treuern Diener; das Vertrauen, das ihn schon jetzt bei Hofe umgibt, ist ihm eine gewisse Bürgschaft für die glänzendste Zukunft. In so ferne es bei mir stände, mit meinem Jawort Deine Wünsche zu erfüllen, solltest Du nicht einen Augenblick darum betteln müssen. Aber Dein Vater ...?" — Bei der Erwähnung des strengen Herrn fuhr das Mädchen zusammen, verbarg ihr Haupt im Schooß der Mutter, und schluchzte: „Ich weiß ... er liebt mich nicht; er ist auch Dir nicht hold — aber sterben muß ich, wenn ich von Beaufstre lassen soll!" — Worauf die Mutter die trotzig Weinende emporrichtete, und mit bewegter Stimme anhob: „Wie schmerzlich fühl' ich meine Brust erschüttert, wenn mir in Deiner Heftigkeit mein eigenes Jugendbild entgegentritt! O, hüte Dich vor solchem Eigensinn! jage Dich nicht muthwillig in eine Ver-

zweiflung, die nicht Deines Alters, die gewißlich in Deiner Seele nicht ist! Wenn die Jugend schon verzweifelnd den Tod ruft, sie vom Eckel dieser Erde zu erlösen, was sollen **wir** thun, deren Freuden immer seltener, deren Leiden immer bitterer werden? Du hast Unrecht, den Vater der Lieblosigkeit zu beschuldigen. Er will uns wohl, wir sind ihm Beide theuer, wenn schon er dieses nicht zeigt, wie jüngere Leute zu thun pflegen." Nach einer abermaligen Pause, die von der Gräfin schmerzlichsüßen Erinnerungen gewidmet wurde, sprach sie weiter: „Soll ich Dir jedoch erst sagen, was ihm theurer ist, als unser Leben, als unser Glück, als unsere Liebe? Sein **Glaube** ist ihm das schätzbarste Kleinod. Ohne sich zu besinnen, würde er uns demselben aufopfern. Bedenke nun selbst: Beausire gehört der alten Kirche an; der Graf Thiars ist ein eifriger Bekenner, ja ein Feldhauptmann der neuen Kirche. Fürwahr: wie ich ihn kenne, würde er uns, Weib und Kind, mit seinen eigenen Händen tödten, ehe er zugäbe, daß wir ihm einen katholischen Schwiegersohn brächten. In dem Fall versehe ich mich des Schlimmsten zu ihm." — „Und Du nennst ihn nicht grausam, allzunachsichtige Mutter?" fragte die Tochter entrüstet: „um einiger Formeln, um einiger Gebräuche willen würde er uns dem tiefsten Leiden bloßstellen dürfen! O wie hasse ich unsere Lehre, seitdem ihre Unduldsamkeit mir so bekannt geworden! Sie schreit Wehe über den Haß ihrer Feinde, und doch birgt sie in ihrem Schooße nicht minder den Blitz und den Fluch gegen Alle, die sich ihr nicht unterwerfen." — „Halt' ein, halt' ein!" bat die Mutter, zurücksinkend in den Lehnstuhl, und die Hände vor's Gesicht schlagend: „Du ahnst nicht, wie Du mein Gewissen peinigst! lästere nicht die Kirche, sey nicht abtrünnig Deinem Glauben?" — „Würde mir der Himmel zürnen, wenn ich, der edelsten Liebe voll, vor den Heiligen kniete,

die der Mann verehrt, den ich, der mich gewählt für das ganze Leben?" nahm die Tochter leidenschaftlicher das Wort: „doch nein; es bedarf ja nicht des Uebertritts. Frankreich hat den Frieden, der alte und der neue Glaube reichen sich die Hände. Das Beispiel, das der König von Navarra und seine Braut morgen geben werden, indem sie sich vermählen, obschon verschiedener Lehre zugethan, dieses Beispiel wird und darf für Frankreich nicht verloren seyn. Warum sollte nicht der Graf von Thiars meine Ehe mit dem Ritter segnen, wenn doch die großherzige und fromme Johanna von Albrecht die Vermählung ihres Sohnes mit der Katholikin segnete?" — „Du irrst, mein Kind. Es ist kein wohlgemeintes Beispiel, das der König von Navarra und Margarethe zu geben gedenken. Es ist ein gezwungenes, ein selbstsüchtiges, ein vom Vortheil beider Partheien vorgeschriebenes. Vergleiche Deine unschuldige Liebe nicht mit dem schnöden Kauf- und Tauschhandel, der jenem fürstlichen Paare den Brautkranz auf die Locken drückt. Möge Dich der Allmächtige allezeit vor dem Unheil bewahren, welches dieser Hochzeit auf dem Fuße folgen wird!" — „Deine Einbildungskraft malt düstere Bilder, liebe Mutter. Wenn Du aber für mein Wohl betest, wenn Du zitterst vor dem Unglück, das mir einst begegnen dürfte, warum willst Du mich trennen von dem Manne meiner Wahl? Ist Deine Furcht vor dem Grafen, meinem Vater, so unüberwindlich? Soll ich Dir gestehen, daß ich, das schwache und unerfahrene Mädchen, mich stärker fühle, als Du es bist? Sieh', ich schwöre Dir: kein Anderer als Beaufire soll mein Gatte werden, und müßte ich mit List oder Gewalt die Ketten brechen, die ein Mann, der weniger mein Vater als mein Zwingherr ist, an meine Hände und Füße schmieden möchte!" — „Kind, Du redest vermessen, frevelhaft. Wie verstehe ich Deine Worte? Sie scheinen mir entsetzlich; sie bergen in sich eine verdammliche, un-

dankbare That!" — „Die Gewalt des Vaters hat ihre Gränzen, Mutter. Es ist ein höheres Gesetz, von dem sie beherrscht wird; könntest Du mich im Ernste tadeln, könntest Du mir fluchen, wenn ich der Tyrannei mich zu entziehen suchte? Es gibt schnelle Pferde, die dem Winde gleichen; es gibt Schiffe, die nach fernen Küsten segeln, wohin die Hand des gewaltigen Thiars nicht reicht; es gibt auf jenen fernen Küsten irgend ein Schloß, ein Haus, eine Hütte, worinnen die Liebe zweier Menschen, die einander ewig treu sind, sich verbergen kann." — „Hör' auf, mich zu quälen mit den abenteuerlichen Träumen und Drohungen einer wilden Leidenschaft. Du weißt nicht, was es heißt, die Eltern trotzig und grausam zu verlassen. Du weißt nicht, welche Dornen Du in Dein Herz säen würdest, wärest Du auch noch so glücklich; wie Du aufregen würdest die finstere Pein des Gewissens, die nimmer rastet, die nimmer ruht in Ewigkeit! Höre Deine schmerzerfüllte Mutter; glaube ihr . . . sie weiß nur zu genau, daß sie die fürchterlichste Wahrheit sagt. Und lägst Du auf dem weichsten Pfühle, des verlassenen Vaters Andenken würde Dich mit Nesseln peitschen; und säßest Du zwischen goldenen Wänden, — wie eine schwarze ungeheuerliche Spinne würde die Reue Deinen Palast besudeln, und sich täglich auf's Neue in Dein Herz einnagen bis zur letzten Stunde, die der Anfang seyn wird ewiger Foltern!" —

Vor dem außerordentlichen Schmerz, der sich unaufhaltsam Bahn nach außen machte in den Thränen und jammervollen Geberden der Gräfin, stand die Tochter versteinert. Da trabten Pferde durch die Gasse, das Hofthor wurde geöffnet, die Diener schrieen: „Glück zu! Glück zu dem tapfern Grafen, unserm gnädigen Herrn!" — Thiars war angelangt; es war nicht zu scherzen mit seinen Launen und mit seinem Jähzorn. Daher verwischte die Gräfin, so schnell sie konnte, die Spuren ihrer Zäh-

ren, die Tochter faßte sich mit Mühe, und Beide gingen, den Herrn zu bewillkommen, obgleich mit schwerbeklommenem Herzen. — —

Bei den Hochzeitfeierlichkeiten war der Graf von Thiars einer der Nächsten an der Person des Königs von Navarra und des Admirals. Beaufstre war dafür der allernächste bei der jungen Gräfin, die mit ihrer Mutter auf der Tribüne saß. Des Grafen Falkenauge hatte die Annäherung bemerkt. Sobald die Ceremonie vorüber, begleitete Thiars seine Damen nach Hause, während in Notre-Dame das Hochamt für die Braut gehalten wurde. „Wer ist der junge Mensch, der nicht von Deiner Seite wich?“ fragte Thiars seine Tochter mit mißvergnügten Mienen. — Sie sagte ihm zögernd, was ihm zu wissen nöthig war. „Er lasse ab, Dir den Hof zu machen,“ drohte der Graf: „zum Spielwerk eines Katholischen bist Du viel zu gut.“ — „Er meint es ernstlich, denke ich,“ versetzte die Mutter schüchtern. Worauf der Graf mit wildem und hoffärtigem Ausdruck sagte: „Entschuldigst Du ihn? Ist das die Sprache der reformirten Frau von Thiars? Spucken nicht etwa die alten katholischen Gespenster in Deinem Gehirn? Ernstlich? Er sollte es wagen, der Fant! Eher gäbe ich mein Kind dem Großtürken, als einem katholischen Edelmann der falschen Königin!“ — Die Tochter erblaßte vor Schrecken und Zorn. „Warum wieder so heftig, mein Gemahl?“ fragte die Gräfin unterthänig. — „Warum? weil mir das Blut siedet, wenn ich daran denke, daß ein Päpstlicher sich einbilden könnte, meine Tochter heimzuführen. Redet nicht ein Wort mehr, Madame. Euer deutscher Kopf begreift nicht, was die Ehre eines protestantischen Edelmanns in Frankreich bedeutet. Seyd jedoch versichert, — Du nicht minder, meine Tochter, daß ich die Augen offen halten werde, als ein strenger Wächter meines Hauses!“

Der Graf fügte, zu seiner Gattin gewendet, leiser, aber nicht minder drohend, hinzu: „Ich merke, daß ihr Beide den Hofschranz begünstigt. Hütet euch vor mir! Dem Burschen soll nicht einfallen, in meinem Hause den Larogue spielen zu wollen!“ — „Herr, Ihr seyd grausam!“ entgegnete die Gräfin tief verletzt. Thiars lächelte hierauf nur höhnisch, und die Folge des Gesprächs war, daß er die Frauen im Hause versperrte. — Die Lustbarkeiten der folgenden Tage waren ihnen verboten von nun an. Der Graf betrieb die Anstalten zu seiner Abreise. Doch war er gezwungen, die Befehle des Admirals abzuwarten. — Die Gräfin litt ohne Murren die Mißhandlung des starrsinnigen Thiars. Die Tochter dagegen schuf in ihrer Einsamkeit die wunderlichsten Entwürfe, um ihrem Geschick eine andere, ihr erwünschtere Richtung zu geben. Dem armen Beausire war der Eintritt in das Haus strenge verwehrt; kaum daß er von Zeit zu Zeit schüchternen Schrittes durch die Straße gehen durfte, der Geliebten, wenn sie hehlings an's Fenster kam, ein Zeichen zu geben; denn der gefürchtete Thiars hielt sich den ganzen Tag mit den übrigen Edelleuten des Admirals auf dessen Schwelle oder an dessen Fenstern, und bewachte von dort sein Haus und seine Frauen auf's schärfste. —

Da begab sich, daß Coligny, wenige Tage nach der königlichen Hochzeit, als er eben vom Hofe heimkehrte, durch einen Schuß aus einem Hause der Gasse **Fossés-St.-Germain** verwundet wurde. Die Bestürzung seiner Freunde war groß. Alle eingeschlummerte Befürchtungen erwachten in den Calvinisten auf's neue. Der König Carl, der Herzog von Guise, die Königin Mutter, die ganze katholische Partei wurde der meuchlerischen That beschuldigt. Man bezeichnete ziemlich allgemein den gewöhnlichen Soldmörder des Königs, den gefährlichen Maurevel, als den Vollstrecker eines blutigen

Befehls, der von der Höhe des Thrones ausgegangen. Doch wurde der Thäter nicht ergriffen, und der König, in eigener Person mit beiden Königinnen, seiner Gattin und seiner Mutter, begleitet vom ganzen Hofstaat, kam zum Admiral, ihm sein Beileid zu bezeigen, und das Gerücht, das der Majestät den Mordversuch aufbürdete, der Lüge zu zeihen.

Da Coligny, von seinen bewaffneten Anhängern umgeben, den König empfing, so durfte Thiars unter denselben nicht fehlen, und Beaustre, der seinerseits mit Katharina von Medicis zur Straße Bethizy gekommen war, benützte den glücklichen Umstand, schlüpfte in Dufaure's Haus, drang, vertrauend seiner Kühnheit, in's Gemach der Frauen. Die Gräfin war getheilt zwischen Ueberraschung und Zorn. Ihre Tochter flog dem Geliebten entgegen. Der Zwang der letzten Tage hatte das Mädchen und den Jüngling vertrauter gemacht, als eine weit längere ungestörte Bekanntschaft hätte thun können. Sie umarmten sich vor der Mutter Augen, sie gelobten sich unverletzliche Leibe, und Beaustre, ehe noch die Gräfin ihrem Unwillen Worte zu leihen vermocht, sagte Beiden mit allen Merkmalen tiefster Angst und Erbitterung: „Es ist etwas im Werke; Gott lenke es zum Besten! Geht am Sonntag nicht vom Hause. Schließt euch ein; enthaltet euch des Schlafs, und wenn man euch zu stören käme, so öffnet eure Thüren nicht, was auch geschehe. Wartet, bis meine Stimme euch zuruft. Mir mögt ihr öffnen; ich bin euer Freund, ich bringe euch Hülfe. Aber behaltet für euch, was ich hier sage. Ich wäre eine Leiche, ehe der nächste Abend kömmt, wenn ihr mich verriethet." — Noch einen Kuß raubte er dem Fräulein, eine Schleife von ihrer Stirne, und verschwand flüchtig, wie er gekommen. — Seine dunkeln Worte, die ein Unheil weissagten, waren bei dem Fräulein wohl aufgehoben. Die Gräfin aber, von widerlichen Ahnungen durch=

schauert, wagte, ihren Gatten vorsichtig, ohne Beausire's Dazwischenkunft zu veroffenbaren, zu warnen. Thiars jedoch, ein Schatten und Echo des Admirals, nahm ihre Warnungen ungefällig auf, spottete ihrer, behauptete, der König meine es ehrlich; der Admiral zweifle nicht daran, und er, Thiars, werde in Paris verweilen, so lange es Coligny für gut finden würde, statt dem Beispiel der Feigen zu folgen, deren etliche die Flucht ergriffen hatten.

Das Schicksal macht blind, wen es verderben will. Als der Sonntag kam, hatten sich alle Calvinisten über den Mordanschlag auf Coligny beruhigt. Sie hielten ihren Sabbath still bei Hause, und legten sich friedlich unter Gebet und Singen zu Bett, verhoffend einen sanften Schlaf zu genießen bis zum Morgen. — Da gab die Glocke von **St.-Germain-l'Auxerrois** das Zeichen zum allbekannten Gemetzel der Bartholomäusnacht . . . ! — Die Gräuel jener Mördereien gehören nicht hieher. Es ist nur zu berichten, daß in dem Augenblick, als der Admiral, eine blutige Leiche, aus den Fenstern seines Hauses vor die Füße der Herzoge von Angouleme und Guise geworfen wurde, ein Trupp von Waffenleuten an Dufaure's Haus pochte. Beausire's Stimme überschrie das Getöse: „Im Namen des Königs! macht auf und zündet Lichter an!" — Der Graf bewehrte sich schnell und eilte, seine Thüre zu vertheidigen. Ein Schuß in's Schloß sprengte die Pforte. Des Königs Leute mit weißen Armbinden und Kreuzen quollen in's Haus und hieben auf Thiars und seine Diener ein. „Schont den Herrn, schont die Seinen!" bat und befahl der Anführer Beausire. Ihm folgte auf dem Fuße der Graf Coconas, ein Günstling des Hofes, der mit vieler Prahlerei auf Thiars eindrang und demselben zurief: „Ergebt Euch, tapferer Herr. Es ist ein Mißverständniß; ergebt Euch, und folgt mir zum Herzog von Anjou, der vor dem Hause wartet und Euch zu sehen wünscht!" Thiars

senkte vor dieser biedern Anrede seinen Degen, erklärte sich bereit, und fragte nur ungeduldig nach Frau und Tochter. „Sie sind wohl aufgehoben," antwortete Coconas, und zog den unentschlossenen Grafen, seinem Zaudern zum Trotz, nach sich die Treppe hinunter. — Bald hierauf hatte Beausire die im Schlafgemach versteckten Frauen gefunden und ihnen seine Hände gereicht. „Heftet diese weißen Kreuze schnell mit einer Nadel auf eure Nachtmäntel! befahl er ihnen, hinzusetzend: „Hängt euch fest an mich: der Mord ist los auf den Gassen. Dennoch will ich euch in Sicherheit bringen!" Zitternd vor Angst und lautlos gehorchten die armen Weiber, und Beausire nebst einigen Leuten mit Fackeln, die seine Diener zu seyn schienen, führte sie tapfer durch Gedräng' und Gefahr. „Achtung, Achtung!" sagte er sorgsam: „tretet nicht auf die Leichen, sie sind voll Blut . . . versteckt euer Gesicht, und zeigt dafür die Kreuze auf euern Mänteln . . .! Das war ein Büchsenschuß in der Gasse nebenan . . . das war eine Petarde . . .! fürchtet nichts . . . weicht aus, laßt den Haufen von Menschen vorüber . . . es sind Fliehende . . . Achtung! . . . rastet hier ein Bischen . . . keine Sorge! . . . die Schüsse treffen uns nicht . . . Da sind wir an der Seine. Marcel, wo bist Du?"

Ein Schiffer richtete sich in dem Kahne auf, den plötzlich die Fackeln der Diener beleuchteten. „Geschwinde hinein, an's jenseitige Ufer!" fuhr Beausire fort, und schob die Damen in's Boot. Sie sanken halb ohnmächtig darinnen zusammen. Mehr als ein Schuß donnerte ihrem Schifflein nach. König Carl in eigener Person schoß aus den Fenstern des Louvre ein paar Kugeln auf die weit von ihm entfernten Schnellruderer. Die Flüchtlinge entkamen in der Mitte von vielen Böten, die mit Reformirten und Katholiken angefüllt waren. Die Unordnung das Geschrei des fliehenden Volks war unbe-

schreiblich. Die Katholischen glaubten sich von den Calvinisten angegriffen, und die Letztern schalten die Katholischen ihre Mörder. Die größte Besorgniß von Allen war, wie es wohl drüben aussehen möchte; ob Sicherheit dort zu finden, oder ein nur verzögerter Tod? Mit jedem Ruderschlag wuchs die Angst der Schiffenden; denn so viele Wellen, so viele Leichen rollten die Seine dahin. —

Endlich — endlich war das Gestade erreicht. In der Vorstadt, da nur wenige Protestanten sie bewohnten, herrschte, wenn nicht Ruhe, doch des Getümmels unendlich weniger, als auf der andern Seite. An den Brücken zwar, die aus der Cité und den übrigen Stadttheilen herüberführten, und von aufpassenden Mordbanden besetzt waren, gab's Tumult und Metzelei; aber die Gassen waren stiller. — Ein Freund, den Beausire bestellt hatte, erwartete am Landeplatz die Fliehenden. Beausire schwang sein Tuch und rief ein verabredetes Feldgeschrei, woran der Freund ihn unter der Menge erkannte. „Da bin ich," sagte der Mann, der einen weiten schwarzen Mantel mit heraufgezogener Kapuze trug. — „Hab' Dank," versetzte Beausire jubelnd, „da, nimm die Frauen unter den Arm und führe sie in Deine stille Herberge. Geht muthig hin, meine werthen Damen. Ich fahre zurück; es ist nun an der Zeit, den Grafen aufzusuchen. Sobald ich Kunde von ihm habe, bin ich wieder bei euch, und wenn zehntausend Teufel mir den Weg verrennen möchten. — Weine nicht, verzage nicht, geliebtes Mädchen; Ihr, würdige Mutter mißtrauet diesem Manne nicht. Er ist ein Biederherz und Euer Landsmann obendrein, wie ich denke." — Mit diesen Worten sprang Beausire in den Nachen zurück und steuerte dem großen Mordplatz zu. Seine Fahrt war diesmal wenigstens gefahrloser, indem die Würgengel des Königs nur auf die sich Entfernenden, nicht auf die Kommenden feuerten.

Die beiden Frauen eilten stumm dem Hause zu, das sie aufnehmen sollte. Ihr Führer schlug ein paar enge Straßen ein; bald befanden sie sich zwischen Gartenmauern und ländlichen Gebäuden. Die Sturmglocken heulten nicht mehr so laut; das Mordgeschrei war nicht mehr zu vernehmen; nur hie und da eines wachsamen Hundes Bellen. „Wir sind zur Stelle, Gott sey Dank!" sprach der Kaputzenträger plötzlich, und hielt vor einer Hofthüre still. Die Frauen athmeten ihre Angst und Hast aus; während dessen erschien auf das Klopfen des Mannes ein Licht hinter dem Gitterchen in der Thüre, und neben dem Licht ein äußerst niedliches Mädchengesicht, und aus dessen Mund ertönte ein überaus freudiges: „Ach willkommen, mein lieber Meister! ach, Ihr befreit mich von der entsetzlichsten Furcht! Ach, ich habe in der Verwirrung den Schlüssel verloren . . . ich finde den Riegel nicht." — Eine langsame und schläfrige Stimme, die eines Mannes, setzte bei: „Ich schlage Dich todt, Louison, wenn Du den Professor lange warten lässest. Uebereile Dich aber nicht, gutes Mädchen!" —

Die Thürriegel gehorchten endlich den runden und weißen Fingern der artigen Louison, und wie der Professor in den Hofraum trat, ergriff die Dirne seine Hand, um sie zu küssen, und ihre Bewegung, so reich an kindlicher Freude, verrieth den herzinnigen Antheil, den sie an dem Heimkehrenden nahm. Doch zog sie scheu wie eine Spinne sich zurück, da sie gewahrte, wer in Gesellschaft des Professors kam. Der letztere schloß sorgfältig das Haus, und sprach: Louison, führe geschwinde diese Damen in mein Gemach. Ich folge bald, meine edeln Frauen; ruht aus und faßt Muth. Vater Bardou, ich habe mit Euch zu reden."

Die letzten Worte waren an einen kleinen dachsbeinigen Mann gerichtet, der ein lächerlich-ernsthaftes Gesicht und eine närrisch-martialische Haltung zur Schau

trug: der Esel in der Haut des Löwen. — Die Gräfin und ihre Tochter folgten der vorleuchtenden Louison, die, von Zeit zu Zeit hinter sich schauend, ein etwas mißfälliges Auge über die stolze Schönheit des Fräuleins gleiten ließ, und im Stillen sich verwunderte über den seltsamen Gastbesuch und den wunderlichen Aufzug der Fremden.

Ein reizend behagliches „Bei Hause" empfing die armen Weiber, als sie in ihres Beschützers Stube traten. Vögel von fremder Art saßen tiefschlummernd in großen Käfigen, ein schlanker Jagdhund kam wedelnd und ohne Laut der Louison entgegen. Ein Kruzifix, mit Immergrün umkränzt, schaute von der Wand; auf den Gesimsen standen Blumen zwischen Büchern; sogar der ernste Arbeitstisch war mit einem mächtigen Rosenstrauß verziert. Durch die offenen Fenster spielte aus dem Garten gewürzreicher Duft und das Wehen der lauen Hochsommernacht. Die wohlbesorgte Lampe, der zurecht gerückte Polsterstuhl und Schemel, der blanke Deckelbecher mit dem Nachttrunk, das reinliche Bett mit zurückgeschlagenen Teppichen, warteten des Herrn. — Die Gräfin, die sich vor Müdigkeit kaum aufrecht halten konnte, nahm den Lehnstuhl ein; ihre Tochter sank mit gefalteten Händen auf das Tabouret am Fenster. „Eine furchtbare Nacht!" seufzten Beide, wie aus einem Munde, dann schwiegen sie lange, in ihre Betrachtungen versunken; bis die Mutter wieder anhob: „Was mag aus dem Grafen geworden seyn?" — Das Fräulein zuckte die Achseln und entgegnete eintönig: „Gottes Gericht ist unerforschlich. Ich habe keine Hoffnung." — „Unglückliche! die Liebe zum Vater redet nicht aus Dir!" sprach wieder die Mutter mit leisem Vorwurf; und da das Mädchen nicht antwortete, wendete sich die Gräfin an Louison mit der Frage: „Bei wem sind wir zu dieser Stunde, mein gutes Kind?" — Die Befragte, die bis dahin still in einem Winkel gestanden, erwiederte schüch-

tern: „In einem ehrlichen Hause, Madame. Es gehört meinem Oheim Bardou, der ein Gärtner ist, und unbeweibt. Ich führe sein Hauswesen, und in diesem Zimmer wohnt der Professor Paracelse. Er ist ein Deutscher von Geburt, befindet sich erst seit einigen Monaten zu Paris und ist ein Lehrer — ich weiß nicht, von was — an den Schulen. Er soll tief gelehrt seyn, treibt wunderliche Arbeiten, von denen ich nichts verstehe, und lebt ganz eingezogen. Er ist ein lieber sanfter Mann, der nicht ein Kind beleidigt, und den wir zu beherbergen uns glücklich schätzen." — Das Mädchen hätte vielleicht die Lobrede mit Vergnügen weiter ausgesponnen, doch unterbrach sie die Gräfin mit dem schnellen Ausruf: „Ein Deutscher? mein Gott, wirklich ein Deutscher?" —

Louison konnte sich nicht erklären, warum dieses der Dame so sehr auffiel. Zu jener Zeit waren in Frankreich deutsche Gelehrte, Buchdrucker, Pulvermüller und Reiter eben nichts Seltenes. Die Verwunderung der hübschen Dirne wurde verhindert, sich in Worten auszudrücken, da sich von außen Jemand eilfertig der Thüre näherte. „Er ist's!" sagte Louison und wurde bluthroth. Der gastfreundliche Bewohner des Gemachs erschien. „Womit kann ich dienen?" fragte er mit großer Zuvorkommenheit: „Vergeßt, edle Frauen, die Schreckensauftritte, deren Zeugen ihr gewesen seyd. Was auch die Ursache derselben seyn mag, glaubt sicherlich, daß sie nicht dauern werden. Jedenfalls seyd ihr, wie ich hoffe, bei mir gut aufgehoben; Vater Bardou wacht an der Thüre und würde beim geringsten Lärm ein warnend Zeichen geben. Was indessen meine geringe Wohnung darbieten kann, verfügt darüber, wie über euer Eigenthum, und laßt es euch unter meinem Schutz gefallen."

Während dieser freundlichen Anrede, die der Professor, von der Schönheit des Fräuleins angezogen, zur größern Hälfte an die Letztere gerichtet, hatte die Gräfin mit wach-

sendem Erstaunen Zug für Zug auf des Gelehrten Gesicht gemustert Ungeduldig erhob sie sich, trat ihm einen Schritt näher und fragte mit bebender Zunge, und in deutscher Sprache: Seyd Ihr wohl ein deutsches Landskind, Herr?" — Ueberrascht antwortete Jener: „Mit Freuden hör' ich meine Muttersprache aus dem Munde der edeln Dame; mit Freuden antworte ich in deutschen Lauten. Ja, ich bin unfern des Rheins geboren. Am Saum des Odenwaldes stand meiner Eltern Haus. Wenn ich den verwälschten Namen Paracelse angenommen, so geschah es blos einem geliebten Meister zu Ehren, dessen chymische Kunst und Wissenschaft zu lehren ich hier bei den Schulen angenommen wurde; was mir auch das Vergnügen verschaffte, den edeln Beaustre kennen zu lernen und sein Freund zu werden. In der Heimath aber, in Mainz, in Köln, Rhein auf und ab, wie auch in fernern Ländern, bin ich als Magister Raphael wohl bekannt . . ." — „Jesus, Maria! Mutter aller Gnaden!" schrie die Gräfin auf, die bis jetzt mit weit offenen Augen und wogender Brust dagestanden, als sähe sie einem Gespenst in die hohlen Augen. „Jesus, Maria!" wiederholte sie, dem calvinistischen Lehrbegriff zum Trotz: „Raphael, Raphael! Alle Heilige stehen mir bei! Raphael!" — Und indem sie die Hand ausstreckte, um außer sich nach Raphaels Schulter zu greifen, stürzte sie in den Sessel zurück, von todblasser Ohnmacht überwältigt.

Die Tochter, die, ohne ein Wort zu verstehen, begierig zugehorcht und kein Auge von dem Magister gelassen, schreckte von ihrem Sitze empor, da sie ihrer Mutter Erschütterung inne wurde, und fing die Ohnmächtige in ihren Armen auf. Louison, mit der Theilnahme, die der Weiblichkeit und der Jugend so eigen ist, sprang dem Fräulein bei, netzte mit Wein die Schläfe der Gräfin, klopfte, nach dem Volksgebrauch, in die kalten Hände derselben, sparte keine Mühe, die unerfahrene adeliche Jungfrau im Amt

der Hülfe zu belehren und zu unterstützen. — Raphael aber, der Arzt, der besonnene Mann, stand, ohne sich zu rühren. Sein Blick schweifte von der Mutter zur Tochter; sein Gedächtniß grübelte in alten Erinnerungen. Er murmelte vor sich hin: „Das Gesicht ist's nicht mehr . . . die Stimme hat noch etwas von dem alten Klang . . . die Fülle der Gestalt ist dahin . . . aber Gestalt und Gesicht sind neu und täuschend aufgewachsen in dem Mädchen!“ Unwillkührlich rief der Magister, erwachend zur seligen Vorzeit, aus: „Euphemia!“

Und siehe: das Fräulein schaute schnell empor, und auch die Gräfin erwachte alsobald, und fragte, während ihre Augenliede sich langsam öffneten: „Du rufst mich, süße Stimme! Erlebe ich denn wahrhaftig, was ich vor mir sehe?“ — Raphael antwortete nicht; er starrte jedoch die Gräfin an, bis sie fortfuhr, indem sie sich die Augen verhüllte: „Ach nein, die Zeit der Wunder ist nicht mehr. Dein Sohn ist's, den ich gesehen. Er kann den Vater nicht verläugnen; zum Erschrecken ist die Aehnlichkeit!“ Dann schaute sie den Magister wieder an, zitterte, und wendete das Gesicht ab, wenn sie schon fragte: „Lebt Euer Vater noch, oder . . .?“ — „Mein Vater ist heimgegangen,“ entgegnete Raphael langsam: „doch meinst Du einen Andern, der da noch lebt und vor Dir steht. Zweifle nicht, Euphemia. Ich bin des Paracelsus Schüler; ich bin es selbst, den Du um des Franzosen willen verlassen hast.“

Die Gräfin zuckte zusammen, als hätte eine heiße Klaue sie berührt. Nach einem scheuen Blick auf den Magister rief sie mit gerungenen Händen: „Gespenster lügen, Blendwerke äffen die Welt. Hab' ich mit meiner Treulosigkeit Deine grauenhafte Gesellschaft verdient, Geist aus dem Grabe, so verstelle Dich nicht vor mir. Der Leiden gewohnt geworden, will ich meine Strafe ohne Murren aushalten!“ —

„Mutter, was bedeuten Deine Geberden? was hast Du?" fragte das Fräulein, für ihrer Mutter Verstand besorgt. „Was hat die Frau, lieber Meister?" fragte auch Louison bestürzt. Raphael hörte nicht auf sie, sondern ging dem athemlos hereinstolpernden Bardou entgegen. Der Mann war weiß wie Mehl. Er meldete: „Wir sind verloren, aber fürchten wir uns nicht. Alles hin, aber beruhigt Euch; es ist nicht gar arg. Ich habe die Feinde abgehalten ... da kommen sie schon. Ich habe ihnen bereits gesagt, daß ich ihren Einbruch in's Haus nicht leiden würde, und somit hab' ich sie hereingelassen."

Bardou, der ein ungeheures Kreuz von weißem Papier auf seine Brust geheftet hatte, fällte, da sich Getöse von Bewaffneten hören ließ, seine Partisane, und trat hinter den Magister zurück. — „Die Mörder!" kreischten die Weiber auf. Die junge Gräfin deckte mit ihrem Leibe die Mutter; Louison, von wunderbarem Muthe beseelt, umklammerte den Magister einen Augenblick, und warf sich hierauf den Hellebatten und Arquebusen entgegen, die von dem anlaufenden Trupp der Vorstadtbewohner geführt wurden. „Tödtet mich, aber verschont meinen Herrn!" schrie Louison, und der Haufe blieb verwundert gaffend stehen, in die Thüröffnung gedrängt. — „Wer hat denn Krieg mit Dir, Louison?" fragte der Vordermann, ein Nachbar des tapfern Bardou: „Geh' weg von da, geh' weg. Dir soll nichts geschehen. Aber der König will, daß die Ketzer ausgerottet werden. So eben haben seine Trommler den Befehl verkündet und zum Bürger-Aufgebot umgeschlagen. Wir sind gute Unterthanen, wie die über der Seine drüben, und der Deutsche da soll heraussagen, weß Glaubens er ist, und ob die Weiber, die man hereingehen sah, hugenott'sche Weiber oder nicht."

„Unverschämt! ich leid' es nicht," schrie Bardou,

setzte aber alsogleich hinzu: „Die Leute haben Recht, Herr Professor. Packt Euern Rosenkranz aus!"

Ohne des Prahlers Rath abzuwarten, hatte Raphael schon das Kruzifix in die Hände genommen und vor den Augen des Volkes geküßt. Feierliches Beifallgemurmel lief durch die Menge, die sich immer vermehrte. — „Nimm hin, Abtrünnige!" sagte der Magister halblaut, indem er der Gräfin das Bild des Gekreuzigten hinreichte: „rette Dein Leben, auf daß Deine Seele wieder gerettet werde!" — Nach einigem Zögern empfing die Gräfin mit überströmenden Augen das Bild, und that wie Raphael. „Für mich und meine Tochter!" rief die Mutter, und betete das Credo mit lauter Stimme. Das Fräulein legte die Hand auf das Kruzifix und sprach: „Amen!" — Die Spießbürger waren zufrieden und entfernten sich. Louisons Freude kannte keine Gränzen. Dagegen versank die Gräfin in plötzliche Schwermuth. „Wie's auch kömmt, ich habe mein Todesurtheil gebetet;" sagte sie voll Kummer. „Die Altgläubigen haben mir verziehen, aber mein Gemahl wird es nicht. Wenn jemals der Graf Thiars erfahren sollte, was ich gethan, um mein und seines Kindes Leben zu beschirmen, so wird er mich umbringen mit eigener Hand!" — Die Tochter schüttelte bitterlächelnd den Kopf. Raphael fragte: „Wer ist der Graf?" — „Mein Gatte," versetzte Euphemia, vor dem Auge des Magisters auf's neue erschreckend. — „Wie ist Larogue zur Grafenkrone gelangt?" forschte Raphael weiter. — „Du fragst, Du Uebernatürlicher, als ob Dir irgend etwas auf Erden verborgen wäre? Du sammelst glühende Kohlen auf mein Haupt. Weißt Du nicht, daß Larogue schon längst zur Ruhe gegangen ist? daß er, mit grundloser Eifersucht den Grafen verfolgend, von dem Schwerte des Letztern gefallen? daß Thiars großmüthig sich meiner Hülflosigkeit erbarmt, und, meine Ehre vor der Welt zu retten, mir seine Hand gereicht? Grausamer Schatten

des unversöhnlichen Raphael! weißt Du denn nicht die Qualen, die ich mir bescheert habe, als ich meiner Liebe den Eid gebrochen? Wüßtest Du denn nicht die Kette von Leiden, die Larogue und Thiars um mein Herz und Leben gewunden haben? Ach, meines Vaters zürnende Gestalt hat mir in meinen Träumen unglückliche Tage ohne Zahl vorhergesagt; aber der unglücklichste von allen ist der Tag gewesen, an dem der harte Thiars mir seinen Ring gereicht!"

Die aufgehende Sonne zückte ihre ersten brandrothen Strahlen in's Gemach. Als wie beschieden, um der Gräfin eine Antwort auf ihre Frage zu geben, stand Beausire vor ihr, vom Laufen verstört und erhitzt, und sagte: „Gott hat euch gesegnet, werthe Damen, indem er euch rettete. Er tröste euch zu dieser Stunde. Ich sag' es frei heraus: Ihr werdet den Herrn Vater nimmer sehen. Graf Coconas hat ihn, so wie noch mehrere Andere, vor dem plötzlichen Tode bewahrt, um ihn langsamern Qualen aufzusparen. Vor einer Stunde erst habe ich seinen Leib gefunden und in der Seine begraben, damit er eure Augen nicht mehr erschrecke. Als ein Wahrzeichen und Andenken hab' ich für die Wittwe diesen Ring von des Todten Finger genommen!" — Als Beausire den Ring hinreichte und die Gräfin denselben hastig mit dem ihrigen verglich, von dem sie just vor einer kleinen Weile geredet, sahen alle Anwesende tief ergriffen auf diese Ehepfänder, von denen das eine so roth und rauh von Blut, das andere wie von Freude strahlend in den Sonnenflammen. „Ich hab's erwartet," sagte die junge Euphemia mit Ergebung. „Seine Seele ist bei Gott!" betete die Matrone. — Erschüttert waren Alle; doch begingen sie nicht sowohl eine Handlung der Trauer, als vielmehr ein Fest der Freiheit. Der böse Zauberer hatte seinen Talisman, der Tyrann seinen Sklaven die Kette ausliefern müssen.

Beausire aber hatte für Alles gesorgt. Seine Freunde und Diener hatten das Haus des Juweliers Düfaure vor Plünderung geschützt und das Eigenthum der Gräfin erhalten. Er selber hatte für die Damen frei Geleit vom König ausgewirkt. Dennoch war nicht rathsam, schon jetzt zur Stadt umzukehren. Die Mördereien dauerten fort; der Pöbel berauschte sich, trotz des königlichen schwach gehandhabten Verbots, in Ausschweifungen aller Art. Es wurde darum beschlossen, des kriegerischen Bardou Haus einige Tage zu behaupten. Auf Raphaels Vorschlag in diesem Sinne bewies sich Bardou anfänglich, wie es bei ihm Brauch war, äußerst ungeberdig; betheuerte, die größte Gefahr dabei zu laufen und zu viele Unannehmlichkeiten dadurch zu haben. „Ich thu's wahrhaftig nicht; ich wäre ein Narr," sagte er: „mein Haus hat schon für diese Frauen seine Schuldigkeit gethan; jede Gefälligkeit hat ein Ziel; ich leid's durchaus nicht. Ihr müßt euch aber behelfen, und Du wirst sorgen, Louison, daß dieses schmucke Fräulein bei Dir ein leidlich Unterkommen finde. Ich könnte es wirklich nicht mit ansehen, wenn unser biederer Herr Paracelse in seiner Wohnung gestört und beunruhigt würde. Ein Gelehrter braucht Ruhe vor Allem, und was dazu gehört. Aber, Herr Doktor und Professor, ich kann Euch wahrhaftig nicht helfen. Ihr müßt die alte Dame in Euerm Zimmer lassen und unterm Dache schlafen. Seht selbst, Herr Cavalier, Frau Gräfin und Tochter: ich müßte meinen braven Herrn Paracelse aus dem Hause werfen, um euch Platz zu machen, wenn ich euch bei mir behielte. Das geht also nicht, ihr seht's. Aber auf ein paar Tage kömmt's nicht an, und lasset's euch wohl seyn bei mir. Der alte Bardou weiß seine Gäste zu behandeln, und hat Geduld, bis sie ihm ausgeht, und es ist ihm lieb, wenn ihr ein Jahr bei ihm verweilen wollt; vorausgesetzt, daß ihr etwa übermorgen abzieht, was mir

Freude machen wird, denn ich habe wirklich keinen Platz."

Louison ging mit dem Fräulein hinweg, um dasselbe zu bekleiden, so gut als sie es im Stande war. Bardou führte den Junker Beausire in den Garten, um ihm dessen Schätze zu zeigen. „Es ist gut," sagte er, „wenn der König erfährt, daß ein Mann, wie Bardou, an den Thoren von Paris wohnt. Nicht, als ob ich nach einer Auszeichnung, oder nach einem Titel, oder nach Geldbelohnung strebte. Pfui! das Alles könnte ich gar nicht ertragen, wenn mir's auch der König aus freien Stücken schenkte. Aber wenn er mich zum königlichen Gärtner machte, wenn ich ein schönes Wappen auf mein Thor setzen dürfte . . . das ließe ich mir gefallen, so wie eine kleine Zulage an baarem Gelde; denn das Handwerk kostet viel, und bringt doch wenig ein . . ."

Die Gräfin und Raphael waren allein. Euphemia stützte den Kopf in die Hände und sagte: „Ist mir doch, als müßte mir das Gehirn zerspringen. Meine Lage ist mir wie ein Traum, wie ein verworrenes Gebilde, das die Fieberhitze erzeugt hätte! — Bist Du noch immer hier, Räthselhafter?" fragte sie auffahrend, und Raphael anstaunend: „Sey gnädig; weiche, o weiche von mir! Grausamer, umsonst ist mein Bitten? Ha, muß denn der Tagesschein, je mehr er wächst, die bezauberndste, die schreckbarste Aehnlichkeit, die ich je gesehen, immer genauer ausbilden?"

„Beruhige Dich," antwortete Raphael sanft: „ich bin's ja wirklich. Diese Hand war's, die einst vertraulich in der Deinigen lag, diese Arme haben Dich umfangen, dieser Mund hat Dich einst geküßt. Ich lebe, Euphemia, wenn auch jene schöne Zeit, die bitter enden sollte, längst vorüber ist. Der Himmel hat ein Wunder an meinem Aeußern gethan, das ich selber nicht begreife. Wer weiß, wozu Saturnus mich aufspart, weil er spurlos an mir vorüberging!"

„Du bist es selbst?“ fragte Euphemia träumerisch. Dann trat sie rasch, wie in einer Verzückung, vor den Mann, ergriff seine Hände und rief: „Ja, Du bist's; o freilich, Du bist's, und die Liebe rührt noch einmal in wonniger Erinnerung mein vertrocknetes Herz. Ich bin Deiner nicht würdig gewesen... ich habe Dich betrogen... aber glaube mir, ich habe schwer gebüßt; noch mehr: ich habe mich gebessert in der Buße. Ich bin nicht mehr das leichtsinnige Weib, dem ein Schwur gewesen wie ein leerer Hauch. Ich bin stark geworden im Leide, ich habe mich kennen gelernt; ich darf mich wieder achten. Wenn ein Gott mir gnädig wäre, ich wollte Dir Alles seyn, meine Welt nur in Dir finden, Du Theurer, und verlangte dafür nur Deine Verzeihung! Ein Wetterschlag vom Himmel hat mich frei gemacht... was würde ich mit meiner Freiheit beginnen, wenn Alles wäre, wie sonst? Dir sie schenken, Dein seyn... das wollte ich, und von Herz und Habe nichts, gar nichts für mich behalten!“ — Sie umarmte und küßte Raphael mit Heftigkeit und Inbrunst. Eine Wendung des Abwehrenden brachte die Entzückte vor den Spiegel des Gemachs. Sie blickte hinein. Mit einem Weheruf taumelte sie von Raphael hinweg, und mühsam arbeiteten sich aus ihrer Brust die Worte hervor: „Du bist's; ja, Du bist's, aber ich bin's nicht mehr, ich Unglückselige!“ ... —

Raphael versuchte einige Trostsprüche, bat die Matrone, sich zu fassen. Ermattet wies sie seine Hand von sich, indem sie versetzte: „Laß ab mit Trost und Beileid. Du weißt nicht, wie kalt die Worte aus Deinem Munde gehen! Mich friert in Deiner Nähe! O, laß mich einsam trauern um die Jugend! wär' ich, wie ich einst gewesen, Dein Gefühl würde mich warm umschließen. O sage mir, wo hast Du den Quell der Jugend gefunden? Reiche mir von der Wunderarznei, die verjüngt; laß mich wieder aufblühen an Deiner Seite, daß ich Dir vergelten kann, daß ich

mich vor meinem Ende selig preisen darf; daß ich mich rühmen mag, wenigstens einmal das Glück der Erde genossen zu haben!" —

Raphael litt unter der Matrone Erregung, die ihrem Alter so wenig anstand. Ernsthafter gebot er: „Laß doch die wilde Schwärmerei. Jene Zeiten kommen nicht mehr. Todtes wird nicht lebendig. Denk' an Deinen Wittwenschleier, Euphemia!"

Die strenge Rede brachte die beabsichtigte Wirkung hervor, indem die Gräfin plötzlich in tiefes Schweigen versank. Zugleich bemerkte indessen Raphael, daß die Unterredung nicht ohne Zeugen gewesen war. Die junge Euphemia und Louison, beide blaß und mit unverwendeten Augen, lauschten an der halbgeöffneten Thüre. — „Nur herein!" rief der Magister schnell gefaßt: „es war eine kleine Krisis. Die Mutter wird sich schnell erholen. Wenn Ihr erlaubt, Frau Gräfin, werd' ich fortfahren, Euch in Kürze zu erzählen, was sich im Vaterlande zugetragen!"

Die Gräfin, seine Absicht verstehend, nickte ihm zu, und Raphael hob an zu erzählen, was ihm gerade beliebte, und geeignet schien, die Mädchen zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu bringen. Aber das weibliche Geschlecht vergißt am allerwenigsten, was es verstohlen sieht und hört. Wenn Louison und das Fräulein auch nicht verstanden hatten, was deutsch gesprochen worden war, so hatten sie doch genug gesehen, um die wunderlichsten Vermuthungen und Zweifel in ihrem Kopfe anzupflanzen.

Fortsetzung im nächsten Bande.

Der Koch des Cornaro.

1.

Unter der Menge von wohlgebildeten Frauen, die an einem Frühlingsmorgen in der Venediger Hauptkirche des heiligen Markus sich zusammengefunden hatten, war gar bald zu bemerken ein liebliches Mädchengesicht, das wie eine Rose aus dem weißen Schleier hervorschaute und die Augen nur zerstreut nach dem Altar, aufmerksamer jedoch nach einem Pfeiler wandeln ließ, wo kerzengerade ein junger Mann stand, der seinerseits die Blicke nicht von der Rose verwendete. Zur Seite des Mädchens befand sich eine alte Frau, die, ganz wider die Gewohnheit der Duennen, ein frohmüthiges Antlitz zeigte und nicht selten dem Pfeilerheiligen einen Augenwink zuwarf, wohlwollend und mütterlich. Die Tracht der beiden Frauen war die bürgerliche; der junge Mann an der Säule streifte mit seiner Kleidung an den Nobile, doch war sein Mantel abgetragen, und es schien unter demselben nicht viel besser auszusehen, denn der Liebesritter hielt ihn fest zusammen und verbarg in seinen Falten so gut als möglich den kahlen Hut mit der geflickten Straußfeder. — Dafür war sein Gesicht ein blendendes Juwel von Treuherzigkeit und Milde, sein Haar ein blinkendes Gold und verwandt mit den hellen Locken der Jungfrau. Man würde beide schwerlich für

Italiens Kinder gehalten haben, wenn nicht die Augen den südlichen Ursprung verrathen hätten. Das Pärchen wurde des Anschauens nicht satt; die Duenna ermunterte flüsternd bald das Mädchen, nickend bald den Jüngling, und die Messe ging zu Ende und die Versammlung löste sich auf, und schon näherte sich der junge Mann vorsichtig seinen Freundinnen, um einen „glücklichen Morgen" zu bieten und seine Begleitung anzutragen, als diese Hoffnung dreier Herzen mit einem Male zu nichte gemacht wurde durch das Hinzutreten eines großen, starken Mannes, der mit väterlicher Vertraulichkeit die Hand auf Giulia's Schulter legte. Die Tochter erschrack ein wenig, dann lächelte sie etwas verlegen, dann neigte sie sich vor dem Vater mit dem stattlichen Bart freundlich und küßte ihm schmeichelnd die fette Hand. — Der Anbeter verschwand auf eine Handbewegung der guten Mamma Resa wie ein Schatten, und die Matrone sagte mit Heiterkeit zu dem Alten: „Seyd gesegnet, Meister Bartolo. Wir waren Eurer Ankunft heute nicht gewärtig." — „Das glaub' ich wohl, beim Bacchus! ich siede wie das Oel in der Fischpfanne. Mein Kopf soll zur Artischocke werden, wenn ich gestern Abend mir träumen ließ, daß ich heute euch sehen würde, liebe Giulia, liebe Mamma Resa. Kommt indessen mit mir; führt mich in euer Haus, wo ich schon vergeblich angeklopft habe. Laßt mich ausruhen im weichen Polsterstuhl und schwatzen, weil ich denn doch einmal da bin, und während Tommalà die Einkäufe besorgt."

Sie gingen, wie der Vater wünschte. Giulia sah noch einmal scheu zur Seite, um des geliebten Ritters ansichtig zu werden. Bartolo drehte ihr aber mit pfiffigem Lächeln den Kopf zurecht, indem er sagte: „Schaue vor dich hin, mein Töchterchen. Dies steht den Mädchen besser an, als nach den leichtsinnigen Junggesellen blinzeln." — In Resas Wohnung, nachdem er auf dem

Polsterstuhle Platz genommen, fuhr er zur unbehaglichen Verwunderung der Frauen im Texte fort, sprechend: „Ich habe, als ich in der Kirche hinter euch stand, ohne bemerkt zu werden, wohl gesehen, was meine Giulietta im Sinne hat, und ich zanke weniger mit ihr, als mit der Base. Bei Gott, Mamma Resa, habe ich dich angestellt, um mein Kind einem jungen Laffen entgegenzuführen? Mamma Resa, ich hoffe, das wird nicht ferner geschehen. Ihr kennt nicht die Welt, nicht die Leute; ihr glaubt gar schnell, Diese und Jener passen zusammen, wie Milch und Zucker, und beim Licht besehen stimmen sie wie Milch und Essig, die sich zu Tode beißen, oder wie Wasser und Oel, die sich nimmermehr vereinigen. Darum noch einmal: unterlaßt das Getändel, oder das behagliche Leben wird aufhören, Mamma Resa. Ich würde mein Kind von dir nehmen und anderswo unterbringen müssen, und du könntest dann abermals Mützen stricken und Plunder feil haben, um dein Leben zu fristen, Mamma Resa. Grobes Brod nach Marzipan, verdorrte Kaldaunen nach Schildkrötenbrühe — wie schmeckt das?"

Weil die Frauen keine Sylbe erwiederten, fuhr Bartolo fort: „Wer ist der Mensch? Er sieht kahl aus, wie ein abgeschuppter Karpfen. Sein Tisch muß schmal bestellt seyn, und woher nähme er da eine wohlbeleibte Seele? Der Mensch ist immer nur, was sein Magen aus ihm macht. Der Hunger macht schwach und schlecht." — „Hm," versetzte Resa etwas verlegen, „der Doktor Marjolin hat allerdings nicht viel übrig, aber seine Nüchternheit wird die Mutter seiner Weisheit seyn und ihm mit der Zeit gewiß die reichsten Patienten bescheeren. Aller Anfang ist schwer, und besser, mein' ich, eine Armuth voll Ehren, als der Reichthum eines lockern und herzlosen Prassers, der nur sich selber kennt auf Erden. Glaubt mir, Vetter Bartolo, dergleichen Leute sind schon

der Giulia tapfer nachgeschlichen, und ich habe sie noch tapferer abgewiesen." — „Da hast du wacker gethan, Mamma Resa. Den reichen Gleißnern ist ebenfalls nicht zu trauen. Sie lecken gern die süße Brühe und lassen den Brocken trocken liegen. Sie gleichen den in französischem Wein gesottenen Krebsen, schön roth und glänzend, mit vergoldeten Scheeren und Schweifen; nur sind sie dabei lebendig und kneipen tüchtig."

Nachdem er diese Worte geredet, versank Bartolo unvermuthet in tiefes Nachdenken, während dessen die Frauen, sich gegenseitig zuwinkend, mäuschenstill blieben. Bald richtete sich Bartolo mit sorgefinsterem Antlitz auf, und begann mit völlig verändertem, gravitätischem Tone: „Krebse, Seekrebse mit vergoldeten Scheeren und Schweifen, ein Petersilienblatt vor der Schnauze — beinahe hätte ich diese wahrhaft königliche Schüssel auf meiner Liste vergessen." — Er machte einen Knoten in seinen Gürtel und sprach zur Mamma Resa weiter: „Eine Freude wärs für Dich, Muhme, das leckere Gastmahl anzuschauen, das mein Herr morgen auf seinem Landhause gibt. Was meinst Du? Sieben Trachten aus der Küche, viere aus der Kredenz! Königlich, sage ich Dir. Unser Fischlieferant, der Austernfänger, der Zuckerbäcker, sie können nicht genug Vorrath herbeischaffen; Tommalà, mein Küchenbursche, läuft umher, wie ein Mordbrenner. Ich brauche wenigstens sechs Lastträger, um die kostbaren Dinge in mein Schiff zu liefern. Nur einem Bartolomeo Scappi ist es gegeben, in so kurzer Zeit Wunderdinge zu verrichten. — Wunderdinge, denn dem edlen Herrn Luigi ist erstgestern spät am Abend eingefallen, den Schmaus zu geben. Ich werde dabei fast zu Grunde gehen; die ganze erlauchte Republik Venedig ist nicht im Stande, meinen Schweiß mir zu vergelten; aber die Ehre, die Ehre und das Ansehen meines Herrn — sie geht mir über Alles." — Worauf Resa lächelnd versetzte:

„Der edle Cornaro muß eine Zauberquelle besitzen, die unaufhörlich Zechinen sprudelt. Der Aufwand wäre sonst nicht möglich."

Bartolo legte den Finger auf den Mund. „Pst, Mamma Resa! keinen Spott getrieben mit dem Reichthum meines Herrn! Gott segne ihn und seine Freigebigkeit! Ich habe hier gelernt bei den Giustiniani, ich habe zu Rom gearbeitet bei dem Kardinal Alessandri, ich habe ehrenvoll gedient beim Herzog Bracciano; aber alle diese vornehmen Fürsten und Herren sind Geizhälse und Schmutzlappen gewesen im Vergleich mit meinem jetzigen edlen Herrn Cornaro, der Zierde des Adels. Gott segne ihn und schenke ihm einmal eine bessere Gesundheit! Ich thue mein Möglichstes, seinen kränklichen Leib aufzurichten, und zweifle nicht, endlich doch die Panacee zu erfinden, die ihm Stärke und Jugend zurückgeben wird." — „Leider soll er die schöne Zeit der Jugend leichtsinnig vergeudet haben," bemerkte Resa. — „Stille, noch einmal! Er hat sie zugebracht, wie Edelleute zu thun pflegen. Er hat Vergnügen gesucht, und Vergnügen gefunden. Genug, er steht jetzt an den Vierzigen. Da ändert sich des Menschen ganze Beschaffenheit. Ich bin einer Salse auf der Spur, die Alles dahinten lassen wird, was an Küchenrecepten in der Welt zu finden: eine Salse der Unsterblichkeit! Herr Luigi soll nicht vergebens einen Künstler, wie ich bin, in seine Dienste genommen haben." — „Besser wär's, einen gelehrten Arzt zu Rathe zu ziehen." — „Einen Arzt? Pfui, Mamma Resa! Vor einem Mundkoch eines Edelmanns von Aerzten zu reden! Sind diese nicht unsere geschwornen Feinde? Hassen sie uns nicht und müssen wir sie nicht hassen, die unsere Herrschaft mit ihren Tränken und Pulvern dergestalt ruiniren, daß wir Jahrelang zu thun haben, um sie wieder aufzubringen, die armen Kranken? Pfui noch einmal! Eine faule Auster

ist eine unangenehme Speise; dennoch schlucke ich sie lieber, als daß ich von einem Arzt höre, und Herr Luigi ist ganz und gar meiner Meinung. — Was mir einfällt. — Giulia, wo hast du deine Gedanken? Giulia, ist nicht der kahle Ritter von S. Marco auch ein Doktor der Quacksalberei?" — Giulia nickte traurig. — „Untersteh' dich, nur noch ein Wort mit dem Todtschläger zu reden!" — „Er hat mir in schwerer Krankheit das Leben gerettet; wißt Ihr noch, Bartolo?" sprach Resa, „vor einem Jahre war's. Ihr wart auf Reisen mit der Herrschaft." — „Ja," versetzte Scappi mit verklärtem Angesicht, „im Königreich Neapel waren wir, zu Capua. Dort jagte Herr Luigi seinen Haushofmeister von dannen und setzte mich zum Oberhaupt seines Hauses ein. Niemals ist einem Koch solche Ehre widerfahren, und ich genieße sie noch heute. Tafelmeister, Kredenzer, Vorschneider, Garderobemeister, Dispensirer, Küchenschreiber, Kellerverwalter, Bursche und Jungen, Stallknecht und Maulthiertreiber — Alle stehen unter meinem Befehl. Aber ich meine, daß ich die Auszeichnung verdiene. Welche Ordnung, welche Regelmäßigkeit im Dienst! Gott lege mir noch hundert Jahre zu! meines Freundes Sohn, der Tommalà, wird ein Koch, nicht schlechter als ich. Ich habe ihn dir zum Mann bestimmt, Giulietta." — „Heilige Mutter! den Dickkopf!" — „Bah, was thut's, daß er einem Stör nicht unähnlich sieht, und noch ähnlicher einem sauber geputzten Kalbskopf? Der Mensch ist wacker und anstellig; er hat dabei vom Seinigen, ist nicht so arm, wie der abgetragene Doktor, der den Edelmann spielen möchte. Stand er nicht bei der Wandlung so nachlässig da, als wie ein Jäger, der ein Häslein schießen will? machte er nicht alle Augenblicke das Kavalierkreuz, indem er den Haarstrauß in die Höhe, den Schnurrbart nach beiden Seiten, den Kinnschopf nach unten strich? Ich hatte ihn gleich weg, den stolzen armen Schlucker."

Der gute Scappi würde sich zum Schrecken seiner Zuhörerinnen noch weit energischer ausgesprochen haben, wenn nicht Tommalà's Eintritt ihn unterbrochen hätte. Dieser plumpe Gesell, einem ungeschlachten Kalbe in der That zu vergleichen, erschien mit beschmutzten Schuhen und nassen Kleidern, denn er kam aus der Fischhalle, von Pontius und Pilatus. Am rechten Aermel trug er die Spuren eines Eierdotters, den ihm ein spaßhafter Küchenfreund nachgeworfen, am linken einen großen Rußfleck. Seine rothen Hände zogen verlegen die Mütze von dem kurzgeschorenen Haupte, seine Füße scharrten ungeschickt aus, da er Giulietta erblickte. Das Mädchen lief vor dem Popanz davon. Als der Vater, ein Polterer ohne Nachhaltigkeit, von der Tochter Abschied nahm, um mit seinen Vorräthen nach Hause zurückzukehren, sagte er gutmüthig: „Stelle dich nur nicht an wie eine wilde Ziege, Kind, und verziehe deine Lippen nicht, als hättest du Wermuth gekostet. Der Tommalà wird dir schon einmal gefallen, auf mein Wort. Aber — bei'm Bacchus! — laß mir den Quacksalber bei Seite! Ich habe dich nicht von dem Hause meines Herrn und von den vielen Männern darin entfernt gehalten, um dich einem Habenichts zu überlassen. Mamma Resa weiß um meinen ganzen Willen, und ich hab' ihr mit einem ewigen Quatember gedroht, wenn sie nicht Alles befolgen würde, was ich ihr gebiete. Richte dich auch darnach; in acht bis zehn Tagen siehst du mich wieder. — Aber halt, damit ich's nicht vergesse: Bereite geschwinde ein Dutzend Sträußer und köstliche Blumen, auf Stengeln von Seide und Goldfäden; taufe sie wacker mit wohlriechender Essenz und schicke sie mir morgen früh mit dem Postschiff, ohne Fehl. Deine Arbeit soll mir bei der Tafel Ehre machen, hörst du?"

2.

Als das Boot auf spiegelheller Fluth von Venedigs Ufermauern abfuhr und seinen Lauf nach dem festen Lande nahm, hob Bartolomeo Scappi, wie ein König thronend zwischen Fischbehältern und Austernkörben, zu seinem Küchenzögling an: „Betrübe dich nicht, guter Tommalà, über des Mädchens Eigensinn. So sind sie Alle, wenn ihnen der Bräutigam vorgestellt wird. Der Sprödigkeit folgt die Zärtlichkeit im vollen Maße. Mit der gehörigen Beize von Essig, Pfeffer und Gewürznägelein wird der Rabe so zart wie eine Taube, die von der Mast kömmt. Sogar das Wildschwein nimmt Geschmeidigkeit und Milde an, wenn man ihm gehörig mit Sengen und Dünsten, mit Spezerei und Fett zusetzt. Auch mein Herz hat einst über den Kohlen der Liebe geschmort und gezischt wie ein gespicktes vom Schöpsen; dennoch ist es von dem Rosenwasser der Gegenliebe erfrischt worden. Verzweifle nicht, mein Junge.“ — „Ihr habt gut reden, Meister Koch,“ antwortete der blöde Bursche, indem er sich die Thränen aus den Augen wischte. „Ihr seyd im Trocknen, habt das Heirathen schon lange überstanden. Die ganze Welt preist Euren Ruhm, wie Ihr selber, und zwar tausendmal, gesagt. Ich bin aber noch ein Lehrling, und Eure Tochter, die Tochter eines so berühmten Mannes, wird den ungeschickten Tommalà niemals zum Bräutigam wollen.“ — „Kinderei, nichts weiter, Tommalà! Ihre Mutter, Friede sey mit ihr! war eine steife Illyrierin, mit einem Kopf, so hart wie ein Mörser. Giulia hat etwas von ihrem Kopf geerbt. Aber ich will sie schon gar kochen am Feuer der Sehnsucht, würzen mit dem Pfeffer väterlicher Autorität, und euch beide zusammenbringen, friedlich, wie zwei Goldfasanen auf einer Schüssel.“

Bei diesen Worten verfiel Bartolo abermals in je-

nes Nachdenken, das ihn schon in Resas stiller Kammer überrascht hatte, und er sagte, schnell emporfahrend: „Wie schade, daß Morgen ein Fasttag seyn muß, Tommalà! Der Schmauß wird zwar nichtsdestoweniger herrlich seyn; denn das ganze Meer und die Flüsse weit und breit spenden mir dazu ihre Schätze, aber die Abwechslung leidet unter'm Fastengebot, und wir haben so herrliches Geflügel in unserer Dispensa!"

Tommalà stemmte die Ellenbogen auf die Knie und fragte: „Wie ist wohl dem Herrn so plötzlich eingefallen, eine große Mahlzeit zu geben? Kaum haben wir ausgeruht von der letzten Schmauserei und alsbald wird eine andere ausgerichtet?" — Der Meister Koch zuckte mit geheimnißvoller Miene die Achseln und erwiderte: „Wenn du mir versprichst es nicht weiter zu sagen, so werde ich dir meine Vermuthungen anvertrauen. Vermuthungen, wirst du sagen, aber du magst wissen, daß ich niemals falsche Vorhersagungen ausgegeben habe, ebensowenig als falsche Thaler. Daher ist als sicher und zuverlässig anzunehmen, was ich vermuthe; und dieses ist wieder nichts Geringeres als Folgendes: Herr Luigi Cornaro will Doge werden." — „Jesu Maria, Doge!" schrie Tommalà; der Koch hielt ihm jedoch den Mund zu, in sein Ohr raunend: „Um der Liebe Gottes Willen! schweige, Unbesonnener, damit nicht unsere Ruderer das wichtigste Geheimniß vernehmen, das zu dieser Frist auf dem Boden der erlauchten Republik ausgebrütet wird. Die Schurken von Schiffern sind allesammt im Dienst der Polizei, und ich möchte nicht gern vor die Zehner kommen."

Tommalà, vor Freuden außer sich, rieb seine Hände, strich seine Stirne, zappelte mit den Füßen und murmelte zwischen den vor Begierde klappernden Zähnen: „Doge, Doge! das wäre herrlich! Welch ein Glück für uns! Ihr würdet Majordomus, Meister Bartolo; ich

würde ein Küchengehülfe ersten Ranges; wir trügen auf unsern Kleidern das Wappen und die Farben der Republik; Trompeter würden das Zeichen zur Tafel geben; Ihr führtet einen silbernen Marschallstab und ich ein Messer mit vergoldetem Heft — ach, wie schön!" — Bartolo nahm voll Würdigkeit die Glückwünsche seines Zöglings hin und sagte herablassend: „Du hast Ehrgefühl im Leibe, guter Junge. Das ist mehr als Gold und Edelstein werth. Ein Mensch ohne Ehrgefühl ist, was der Pfau ohne Schweif. — Ach, erinnerst du dich noch, mein Knabe, wie beim Festmahl am letzten Weihnachtstage mein Pfau so schön aussah? Ich wette, daß auf der kaiserlichen Tafel etwas Schöneres nie gesehen worden." — „Gewißlich, Meister. Er stand auf der Schüssel, der Pfau, wie ein lebendiger mit Krone und Schweif." — „Nicht wahr, Tommalà? Die Füße und der Schnabel waren versilbert —" — „Und im Schnabel hielt er das wohlriechende Feuer von Kampher und Aquavit —" — „Und als der Vorschneider das Messer ansetzte, Tommalà, und den Flügel des Pfauen aufhob —" — „Flogen die lebendigen Vögel empor, die Ihr in den Pfau gesetzt hattet, Meister Bartolo. Diese Erfindung macht Euch unsterblich für alle Ewigkeit." — „Nicht doch, nicht doch, mein guter Junge Tommalà. Sie kam aus einem schlichten sterblichen Schädel, nichts weiter, Tommalà. Was ich aber ferner sagen wollte: weißt du auch, warum du heute gehen mußtest, den edeln Herrn Camillo Muzenigo einzuladen?" — „Hm, vermuthlich gerade nur, um ihn zur Tafel zu bitten." — „Nicht doch. Es steckt eine kleine Bosheit unseres Herrn dahinter. Jener Edelmann hat nämlich gesagt, Cornaro sitze auf den Hefen, indem er Alles verschwendet habe, und einen Dogen, wie er seyn würde, könne die Republik nicht brauchen. Darum hat ihn der Herr eingeladen und will ihm die mißgünstigen Augen verblenden mit allem Gewicht seines Reichthums."

— „Bravo, Meister. Wollen wir nicht eine von diesen Foglietten da auf Herrn Luigis Gesundheit leeren?“ — „Meinethalben, liebster Tommalà, 's ist Wein, der über's Meer gekommen, ein leichter von Ischia. Trinke herzhaft. Alle Verläumder sollen zu Schanden werden, wie wir's morgen an dem Mucenigo erleben werden. Wer einen Kopf von Glas hat, soll sich nicht Steinwürfen aussetzen, wenn er klug ist.“

„Welche Gäste werden morgen beim Herrn speisen?“ — „Nicht gar viele, aber wunderliche Leute mitunter. Der deutsche General, der in Padua kommandirt; ein Deutscher, obendrein ein Schweizer, damit ist schon Alles gesagt: ein Leckermaul, und immer durstig, und stets grob, und ewig unzufrieden, ein raufsüchtiges Gemüth. Ich lieb' ihn nicht; warum auch die Republik immer solche Leute im Dienste haben muß? — Sodann nenne ich den Spanier Don Arias; er ist so steif wie Stockfisch und aufgeblasen wie ein indianischer Hahn. Ich mag ihn nicht leiden. Wen haben wir noch? Ja, den Franzosen, einen gewissen spaßhaften Ritter Gorislé; du kennst ihn ja, den Schalksnarren. Sind sie lächerlich, die Franzosen? he? Mir eckelt vor den Späßen des Gorislé. Ferner der Pater Felix; ein gutes Männchen, aber ein grober Bergamasker ohne alle Manieren. Ich könnte seiner wohl entbehren. Endlich kommt noch der Schlimmste von Allen: ein Ragusaner, Guastobolco geheißen: eine widerliche Natur, die ich nicht ausstehen kann. Da hast du die ganze Gesellschaft.“ — „Danke, Meister Bartolo. Wie kommt es aber, daß Ihr stets gegen diese Leute so höflich und unterthänig seyd, während Ihr sie doch nicht leiden könnt?“ — „Mein liebster Tommalà, es ist die Pflicht eines jeden Dieners, diejenigen aufmerksam zu behandeln, die der Herr begünstigt. Eine bessere Gesellschaft habe ich freilich längst dem Herrn gewünscht; denn sitzen nicht gerade immer die Genannten an seinem

Tische, so sind's andere, die nicht besser sind. Aber das Feuer brennt mich nicht. Nur ärgere ich mich höchlich über den General, den Franzosen und den Ragusaner. Sie essen für dreißig, und man kann nicht genug für sie aufbringen. — Schau, schau jedoch, Tommalà, wie eine angenehme Unterhaltung verständigen Leuten die langweiligste Fahrt verkürzt. Schon haben wir die Lagunen verlassen. Dort liegt das feste Land. In einer Stunde, guter Knabe, sind wir zu Hause."

3.

Die Finger der jungen Blumenmacherin in Resa's Wohnung gingen flink und kunstfertig hin und her mit Scheere, Draht, Nadel und Farben. Was Giulia im Kloster gelernt, übte sie mit fröhlichem Muthe, um ihrem Vater zu gefallen, den sie von Herzen liebte, und dessen Drohungen wenig Furcht in ihr erregten, die eine ausgenommen, womit er ihr den Tommalà zum Mann versprochen. — Darum unterbrach sie manchmal das lustige Liedchen, das sie vor sich hinsummte, während sie arbeitete, mit einem schweren Seufzer und minutenlangen Schweigen; aber sodann schnell wieder ein Herz fassend, sang sie weiter. — „Es freut mich," sprach Resa, da sie das kleine Mittagmahl auf den Tisch stellte, „daß du fröhlich und guter Dinge bist. Es wird noch Alles gut ablaufen, wenn wir standhaft sind." — „Ich bin's," sagte hierauf Giulia, „standhaft und heiter. Wenn ich mir den dicken Tommalà und daneben den schlanken Carlo vorstelle, kann ich's gar nicht für möglich achten, daß nicht der letztere mein Gatte werden sollte." — „Sey getrost; es hat mir von euch schon geträumt. Ihr standet am Altar und Pater Benedetto band euch

mit der Stola zusammen. Solche Träume prophezeien immer die Wahrheit, wenn ich sie habe. Als ich vor fünfzehn Jahren —" — „Liebste Mamma Resa, erlasse mir die Geschichte; ich weiß sie schon lange auswendig. Sprechen wir von der Wirklichkeit und nicht von Träumen. Ich liebe nicht Gespenster, und wenn es die schönsten Engelgeister wären. Carlo ist schon zweimal vorübergegangen. Wie gern hätte ich ihm den ersten Strauß, den ich fertig hatte — sieh, wie er prunkt und glänzt! — wie gern hätte ich ihm den Strauß vor die Füße fallen lassen, wenn nur unsere Gassen hier in Venedig nicht so enge wären. Der Geigenmacher schaut uns gerade in die Fenster herein, der vorwitzige Gesell. Kaum, daß ich dem guten Carlo einen Gruß nicken konnte. Hat er nicht mit dir gesprochen, als du vorhin über die Gasse gingst, den Fenchel einzukaufen?" — „Doch, doch mein Täubchen, meine zierliche Königin, meine artige Prinzessin. Er wird kommen, sobald es grau wird. Im Zwielicht kommt er, wie gewöhnlich. Wie gerne schenkt er uns ein Stündchen! Wie wohl thut ihm die Zerstreuung, wenn er sein Tagwerk vollendet hat, und aus den Hütten der Armuth und des Jammers zurückkehrt, in denen er erscheint wie ein Engel des Trosts und des Lichts! Viele hundert Zungen preisen schon des jungen Mannes Weisheit und Edelmuth; er hat seit den paar Jahren, die er sich hier aufhält, wahre Wunder gethan; aber in die Häuser der reicheren Bürger, in die Paläste des Adels ist sein Ruf noch nicht gedrungen. Bis heute sind nur Bettelleute seine Kunden, denen er Unterstützung verleiht, so weit seine geringen Kräfte es erlauben, statt daß er von seinen Kranken leben sollte. So geht es aber in der Welt! Das Verdienst schmachtet im Staube, während der Unwerth auf dem Throne des Lebens sitzt. Doch wird es bei dem lieben Herrn Carlo schon einkehren, das Glück. Denke immerhin,

ich habe es gesagt, und die alte Resa war nie eine schlechte Prophetin."

Giulia drückte der Muhme freundlich die Hand und sprach: „Ich halte dich beim Wort, und will dir ein hübsches Geschenk machen, wenn Alles sich begibt, wie du gesagt. Carlo verdient allerdings jedes Glück, und folglich meine Hand, denn ich werd' ihn glücklich machen. Es soll in Venedig nicht ein Paar seyn, das so zufrieden wäre, als wir. Wenn ich mir nun das Glück von außen dazudenke, — mein Gott, mir schwindelt. Wenn wir wohnten in einem Marmorpalast am großen Kanal, wenn der Palast unser wäre, und die Säle und Zimmer so schön, wie im Dogenpalaste, und alle Vorzimmer voll von Bedienten und vornehmen Besuchern! Dann hätten wir auch ein Landhaus an der Brenta, so gut wie Herr Cornaro, und eine Gondel mit Gondolieren in Livree, und ein Wappen über der Pforte, denn gewiß ist der Doktor Marjolin von gutem Hause; man sieht's an seinem Anstand, an seinen Manieren. Wir lebten wie Fürsten so froh, und ich würde unter den Hallen des Markusplatzes sitzen dürfen ohne Maske, mitten unter all den stolzen Damen, die jetzt geringschätzig auf die arme Tochter des Meister Scappi herabsehen!" — „Du baust Luftschlösser, aber sie werden sich in marmorne verwandeln; ich sage es dir," lächelte Resa mit prophetisch erhobenem Zeigefinger. Da wurde das Mädchen still, ernsthaft ihr Gesicht, und ihre Stimme wankte, da sie nach einigem Schweigen fortfuhr: „Wenn Carlo glücklich und reich wäre, wie ich gesagt, würde er mich dann noch lieben? das Kind eines Mundkochs? — Ach, ich mag darüber nicht grübeln; ich will nicht wissen, was er thäte; aber daß ich ihn von ganzer Seele liebe, und wäre er noch ärmer, als er jetzt ist, das weiß ich und kann's beschwören. Wozu einen Palast, ein Landhaus, eine Gondel, ein Wappen? Mit ihm vereint,

genügt mir das kleinste Zimmerchen, eine einzige Schüssel, das geringste Stümpfchen Licht. Und wären wir noch so jämmerlich bestellt in unserm Hause, wahrhaftig, ich wollte ihn glücklicher machen, als der reichste Venetianer es ist, denn ich habe die Kraft dazu in meinem Herzen."

Bei diesen Worten fühlte sich Giulia umschlossen von zart umstrickenden Armen und ein weicher Mund drückte sich in ihren Nacken. Erstaunt sich umdrehend, schaute sie in des Doktors wonnetrunkenes Antlitz. „Welche Freiheit!" schmähte sie mit trotzigem Munde, doch lächelte ihr Auge. — Carlo erwiderte zuversichtlich: „Mit diesem ersten Kusse habe ich mich erst ernsthaft mit dir verlobt, als mit meiner Braut in Freud und Leid. Ich habe Alles gehört, mein süßer Schatz, und das Herz des armen Freiers klopft nun ritterlich der Zukunft entgegen. Ja, wir werden arm seyn, und dennoch überschwenglich reich. Ein Weib wie du, ist mit Indiens Perlen nicht zu kaufen. Und was die Zukunft betrifft, so laß uns der Muhme vertrauen. Ich ahne selbst etwas dergleichen: entweder meine Kunst, oder ein Mann, der mir zwar feindlich gesinnt ist, dessen Sinn sich jedoch ändern kann, wird den Grundstein zu unserm Wohlstand legen, und alsdann will ich auch das Wappen wieder hervorholen, das ich vergrub, und zu der Heimath, zum Namen meiner Väter mich bekennen, die ich verließ, um dem genannten Mann nah zu seyn, um die Stunde zu erwarten, die seinen Haß zertrümmern und seine Gunst hervorzaubern wird, wenn anders die Mächte des Himmels mir gnädig sind." — „O laß das Wappen ruhen, o laß ihn schlafen, den Namen deiner Väter!" bat Giulia, an seine Brust sinkend.

Es folgten nun der Worte viele, des süßesten Vertrauens, der edelsten Gelöbnisse voll. Die wachsende Nacht erinnerte endlich den Doktor, heimzukehren. Da

Resa mit der Lampe zurückkam, sprach sie zu Giulia: „Der Tommalà ist hin und aufgegeben, wenn du ein bischen Muth haben wolltest." — „Wie das, liebe Muhme?" — „Wir wollen am Sonntag deinen Vater drüben überraschen." — „Nun? und dann?" — „Dann stelle ich dem Herrn Cornaro in den Weg, ohne daß Meister Bartolo etwas davon ahnt, und bitte ihn, beim Vater dein Fürsprecher seyn zu wollen. Ein Wort von ihm, und dein Alter ist wie umgekehrt; ich weiß das ganz genau." — „Ach, wie sollt' ich wagen, bei dem edeln Herrn —? ich habe ihn noch nie gesprochen, kaum gesehen." — „Eben darum, kindisches Mädchen. Wir wollen über diesen Anschlag schlafen und der nächste Morgen sey unser Rathgeber. Auch haben wir nicht zu eilen. Morgen Freitag, übermorgen Samstag; der Sonntag ist noch weit von uns und Zeit zur Ueberlegung hinlänglich vorhanden."

4.

Cornaros Landhaus an der Brenta war ein stattliches Gebäude. Eherne Löwen standen zwar drohend und die Zungen reckend am Eingang; nichtsdestoweniger war die Villa die gastlichste in Venedigs Umgebungen. Ein heiterer Glanz überstrahlte die offenen Galerien, die Balkone, das fernhinschimmernde Dach. Ueber einen kleinen Vorhof, bestreut mit vielfarbigem Sande, schritt man bequem zur blanken Doppeltreppe von Marmor, die, an der luftigen Säulenhalle lehnend, hinaufführte in die Prunkgemächer, hinter welchen die Wohnzimmer des Besitzers sich verbargen. Sie waren geschmückt, diese letztern, mit aller Bequemlichkeit und jedem Ueberfluß, den Reichthum und Geschmack zusammenzubringen vermocht hatten. Feine Teppiche aus dem Orient bedeckten die

Fußböden, die Plafonds waren aus künstlich gefügtem Cederholz hergestellt; Gemälde berühmter Meister zierten die Wände und große Spiegel erhellten die Gemächer überall, wo nicht gigantische Fenster sich nach dem reizend geordneten Garten öffneten. Vorhänge von durchsichtigem Goldgewebe verhüllten im Schlafzimmer die wunderschöne Aussicht in's Freie; das Bett des Eigenthümers blähte sich in üppiger Pracht unter schweren Decken von niederländischem Sammet und Damast. Aber in diesem kostbaren Bette, unter den reichen Sammethüllen lag ein armer, blasser Mann, dessen Nächte ohne Schlaf, dessen Morgenstunden ohne Erquickung waren. Vergebens versuchte er, mit freigebigen Libationen spanischer und griechischer Weine die Geister des Schlummers zu rufen; vergebens schlürfte er alle Abende die Essenz der leckersten morgenländischen Gewürze: die Hinfälligkeit eines im Wohlleben verbrauchten Körpers und ein schleichendes Fieber, das stets zur Mitternachtzeit den hinschwindenden Leib zu quälen kam, verscheuchten die Ruhe von Cornaros Lager. Glühend von Ueberreiz, neigte er das Haupt auf sein Kissen; ein Bild der blassen Verzehrung erhob er sich am Morgen. Die Unzufriedenheit seines Gemüths verdoppelte noch seine körperlichen Leiden; denn jeder erwachende Tag war ihm ein nagender Vorwurf geworden, so wie jeder Abend ein unnützer Taumel.

Cornaro befand sich am Tage des Schmauses, wovon Bartolomeo geredet, nicht um ein Haar besser, nicht um eine Feder leichter, als gewöhnlich. Mürrisch, mit gefurchter Stirne, und mattklopfendem Herzen sah er in die Morgenröthe, die jenseits seiner Goldvorhänge aufgestiegen war, durchzittert von dem mächtigern Golde der kommenden Sonne. „Abermals eine heiße Nacht dahin!" seufzte der arme reiche Prasser; „die Vögel singen, die Bäume und Blumen rauschen und wehen; die ganze

Natur ist beseligt und erfrischt, nur ich allein bin unempfänglich für den Balsam, den der Himmel durch die ganze Schöpfung verschwenderisch ausstreut! Welch ein Elend! und wie lange noch wird es dauern? Die Quellen der Jugend und Kraft sind mir versiegt, und alle meine reiche Habe vermag nicht, sie auf's Neue strömen zu machen! Ich Unglücklicher!"

Das Frühstück, das ihm gebracht wurde, zerstreute und ermunterte ihn ein wenig. Er bemerkte, daß sein Diener ein sehr betrübtes Gesicht machte, und befragte ihn um die Ursache. „Ich bin heute ein Bischen verschlafen," antwortete der Mensch, „und Meister Scappi hat mich unerbittlich vor allen Andern ausgescholten." — „Er hat Ursache dazu gehabt," erwiederte der Herr; doch beneidete er im Stillen den Langschläfer von ganzer Seele. „Laß mir Scappi kommen," befahl er, den Rest der Morgensuppe behaglich auslöffelnd. — Nach einigen Minuten kam der Gerufene mit schweißtriefendem Angesicht und unruhigen Geberden. „Ew. Herrlichkeit verzeihe, daß ich in unanständigem Aufzug erscheine," sagte er eilig; „aber meine Mühwaltung ist heute groß und die Zeit sehr gemessen." — „Schon gut; ich wollte dir nur eine Belobung ertheilen. Diese Suppe schmeckt mir trefflich; Du bist ein erfinderischer Kopf. Wie nennst du diese Brühe?" — „Brodo Apostolorum," versetzte der Koch geschmeichelt; „ich habe sie erfunden, da ich beim Kardinal Alessandri Eminenz in Diensten stand, und berühmt ist sie geworden in ganz Rom, ohne Prahlerei." — „Sie ist köstlich, auf mein Wort. Ich bedurfte wahrlich der Erquickung. Guter Scappi, es geht mit mir von Tag zu Tag mehr bergunter." — „Geduld, Geduld, Ew. Herrlichkeit und Gnaden. Sobald ich erst mit meiner Salse im Reinen seyn werde —" — „Geduld? Sie geht mir aus, lieber Bartolo. Ich befand mich heute so übel, wie fast noch niemals. Ich wollte

schon das ganze Festin abbestellen." — „Wie? nachdem wir so viele Anstalten gemacht, so viele Mühe gehabt? beim Bacchus, Herr, das ist nicht Euer Ernst." — „Zum Glück befinde ich mich jetzt wieder besser." — „Gott sey Dank!"

„Aber sieh, wie elend ich bin, wie ich aus den Kleidern falle, wie hohl meine Wangen, wie matt meine Augen sind!" — „Leider, leider, bester Herr Luigi! doch ist es nicht so arg, sollte ich meinen. Bei Tisch wird man nicht alt, und die heutige Tafel — Ew. Herrlichkeit werden heute lauter Meisterstücke speisen." — „Ich zweifle nicht; aber ich werde mich wieder an deinen Meisterwerken verderben und krank werden." — „Das verhüte der Himmel!" — „Du bringst mich unter die Erde, Scappi." — „Ew. Gnaden scherzen." — „Nicht doch, deine Kunst und meine Schwäche sind im Bunde. Ich kann nicht an deiner Tafel der Mäßigung huldigen, und werde einmal vor einer deiner himmlischen Pasteten den Geist aufgeben." — „Hm, ich will nicht hoffen; wenn's aber wäre, edler Herr — wir stehen Alle in Gottes Hand — so könntet Ihr doch mit dem Bewußtseyn hinübergehen, den edelsten Genüssen auf dieser weiten Erde erlegen zu seyn." — „Edle Genüsse, die den Tod bringen! es gehört mein Leichtsinn dazu, um diesen Gedanken zu belachen. Du an meiner Seite, ein Verführer ohne Gleichen, und auf der ganzen Welt kein Arzt, der mich aus deinen Händen und dem Siechthum aus dem Rachen reißen könnte!" — „Ew. Excellenz wird doch nicht wieder mit den Quacksalbern anbinden wollen? eine gebrochene Freundschaft wieder erneuern? Aufgewärmter Kohl ist niemals gut." — „Sorge nicht. Ich habe einmal die Dummköpfe aus dem Hause gejagt, und es soll mir keiner von ihnen mehr herein kommen." — „Das ist ein ritterliches Wort. Jetzo will ich aber, mich noch bedankend für Ew. Herrlichkeit Gnade, hinweggehen und

meine Runde machen. Die Feuer brennen, die Stunden hasten sich, die Pasteten werden fertig seyn und warten meiner Hände, die Kessel und der Rost harren auf die Fische; die Confekte und die Salsen müssen ausgegeben werden; Alles liegt auf mir. Verzeiht daher, edler Herr."

„Nur noch ein paar Worte. Die Tafel —" — „Wird herrlich bestellt seyn. Wir speisen auf drei Tischtüchern, nach jeder Tracht weiße Servietten; in den letzten Servietten lebendige Vögel, eine besondere Artigkeit für die Gäste. Der neidische Mucenigo wird staunen, wenn ihm die lustigen Finken um die Ohren pfeifen; etwas Aehnliches hat er noch nicht gesehen!" — „Die Tafelaufsätze, lieber Scappi —?" — „Stupend; sie werden Ew. Herrlichkeit überraschen." — „Nichts vergessen? die Blumensträuße —?" — „Blumensträuße und Zahnstocher, alle parfümirt, sind so eben aus Venedig angekommen." — „Warum denn nicht von Padua wie gewöhnlich?" — „Die Arbeiterin ist nachlässig, Ew. Herrlichkeit. Sie hat zum letzten Fest erbärmliche Waare geliefert. — „Das ist wahr; doch thut mir leid, daß die hübsche Cecca um den Verdienst kommen soll."

Scappi betrachtete den Edelmann mit zweideutigem Lächeln, versetzend: „Ew. Gnaden ist selbst Liebhaber und obendrein Kenner; aber ich versichere Euch, daß würdigere und reinere Hände niemals an einem Blumenstrauß gearbeitet haben, als die sind, von denen die heutigen Blumen kommen." — Cornaro zog den Alten bei'm Ohrläppchen. „Sieh da! Scappi ein Vertheidiger von Blumenkünstlerinnen! Hast gewiß eine Herzensdame in Venedig, und darum verreisest du so oft dahin?" — Scappi machte ein erzürntes Gesicht: „Ew. Gnaden — diese Vermuthung — sie schmerzt einen Mann, dessen Alter und Würdigkeit ihn vor solchem Verdacht sicher stellen sollten." — „Ei, ei, warum so böse?" — „Ich hätte das nicht erwartet, Herr Luigi, gewiß nicht. Mein

Alter — alte Hennen geben gute Brühe — und dann bin ich ein ernsthafter Wittwer, ein getreuer Vater." — „Wie? du? das erste Wort, das ich höre, Scappi!" — „Nun ja doch. Als ich in Eure Dienste trat, wußte ich, daß Ihr nur ledige Leute haben wolltet, und mir wässerte der Mund nach Eurem Hause, und daher verschwieg ich, daß ich eine Tochter habe, eine recht niedliche Tochter, und — weil mir denn doch einmal die Zunge weich wird — dieselbe niedliche Tochter hat die Blumensträuße gemacht, die, ohne Schmeichelei, die schönsten in der Christenheit sind." — „Und die ich sehen will, du Geheimnißkrämer, jetzt auf der Stelle." — „Ew. Gnaden zu dienen."

In Kurzem standen die Blumen vor dem prüfenden Auge des Edelmanns. „Ei, das sind ja meisterhafte Arbeiten;" sagte er überrascht: „etwas Schöneres habe ich nie gesehen. Ich möchte aber wohl die Künstlerin einmal sehen. Du mußt mich bei Gelegenheit hinführen, damit ich ihr meinen Dank in Person abstatte." — „Hm," lächelte Scappi pfiffig, „da Ew. Gnaden ohnehin bald nach Venedig zurückkehren werden —" — „Ich? um dort zu bleiben? wahrlich, meinem armseligen Körper fehlte nur noch die Luft der Lagunen." — „Hm," fuhr Scappi wie oben und mit niedergeschlagenen Augen fort; „auf Malamocco*) ist die Luft rein genug." — „Ich verstehe dich nicht. Was geht mich Malamocco an?" — „Ei, gar nichts, wenn der edle Herr so will. Ich bescheide mich, da es nicht mein Geheimniß ist, sondern das Eurige. Behüte Gott, daß ich mich in die Heimlichkeiten der heiligen Martha mischen sollte! Aber es wird mir zu jeder Zeit eine Ehre seyn, wenn Ew. Gnaden meiner Muhme Resa Haus, worin meine Giulia wohnt und das im Annengäßchen gelegen ist, heimsuchen will."

*) Sommerresidenz des Dogen.

— „Zu jeder Zeit? das ist wohl gesprochen. Geh' an deine Geschäfte, alter Scappi!"

Der Koch ging, die Ohren hängend und sich über seine Geschwätzigkeit Vorwürfe machend; denn er traute seinem edeln Herrn in gewissen Beziehungen nur halb und hätte viel darum gegeben, wenn er fein geschwiegen hätte. — Cornaro seinerseits trank einen Pokal Wein aus, um sich auf die Mühseligkeit des Essens und der Unterhaltung vorzubereiten, und sendete seinen vertrauten Kammerdiener mit einigen Aufträgen dem sehr ehrenwerthen Herrn Camillo Mucenigo bis zum Landungsplatz entgegen. Dann kleidete er sich an und erwartete mit künstlich erregter Lebhaftigkeit seine Gäste, die nach und nach eintrafen.

5.

In dem Garten der Villa Cornaro stand ein Lusthaus, erbaut wie ein griechischer Tempel, und ruhend auf hohen, glatten Säulen, die ringsum der wohlthuenden Frühlingsluft den Zutritt erlaubten. Unter der Kuppel dieses zierlichen Gebäudes war die Tafel errichtet. Die Tischtücher vom feinsten Linnen waren Meisterstücke der Weberei, und artig überstreut mit Rosenblättern und Lavendel; Teller und Eßzeug von Silber und Gold. Hinter jedem Gaste stand ein Tafeldiener und ein Vorschneider, hinter'm Stuhle des Herrn der Marschall mit dem Stabe. An dem Schenktisch, worauf französische und griechische Weine zu schauen waren, neben den besten Sorten der italienischen, harrten die Mundschenken des Winks, den Becher zu füllen. Der Credenziero hielt sich neben dem prachtvollen Confekttische, welcher feenhaft strahlte vom Schimmer der Gold- und Silbertassen, der

geschliffenen Flaschen und der Gefäße von Majolica und Porcellan. Unfern davon saßen auf einer, mit rothem Tuch belegten Estrade die Musikanten des Edelmanns und spielten die schönsten Lieder. Die Gäste des Mahls ruhten in bequemen Sesseln, fächelten sich mit den silberdurchwirkten Servietten, kauten an den großen Bretzeln, die auf ihren Tellern lagen, und bewunderten mit allen Zeichen des Erstaunens den ersten Tafelaufsatz, der in sechs Figuren aus Zucker bestand: Diana, den Halbmond vor der Stirn, den Bogen in der Hand und Jagdhunde führend, eine Nymphe mit Pfeilen, eine zweite mit dem Köcher, eine dritte mit der Laute, die vierte mit dem Jägerhorn, die fünfte endlich mit der kleinen Schellentrommel. — Unter'm Schmettern der Trompeten wurde die erste Credenztracht aufgesetzt: Erdbeeren mit Zucker, Mostaccioli von Neapel, wilde Kirschen, in Essig und Zucker gesotten, trefflich erhaltene Trauben vom vorigen Jahre, süße Pomeranzen, Nonnenbretzeln, Fischrogen mit Limoniensaft und Zucker, eingemachte Häringe, Thunfische, Sardellen; kalte Forellenpasteten, Salate von Spargeln, Lattich, Capern und Pomeranzen; ungesalzene Käse, zierlich in Blätter gewickelt und mit Blumen bestreut; von andern Leckereien, als da sind: Oliven, Marzipan, Blätterkuchen u. dergl. zu schweigen. — Die Gäste naschten begierig von den erfrischenden Dingen, die den Appetit reizen sollten; der steife Arias wurde gesprächig, selbst Mucenigos gelbes Gesicht erheiterte sich, Goriflé machte einen Spaß um den andern, nur der General Vanderwerth und der Ragusaner schauten sich um nach standhafteren Speisen. Cornaro schaute sich ebenfalls um; doch galt es einem Gaste, der noch zögerte, zu kommen, dem Pater Felix. — Schon wurde das erste Tafeltuch hinweggenommen, das wohlriechende Waschwasser herumgegeben und die Austheilung frischer Servietten gemacht; schon wurde der zweite Tafelaufsatz hingestellt, der den

ersten an Schönheit weit übertraf. Die Figuren waren aus Butter geformt: ein Elephant mit einem Thurm auf dem Rücken; Herkules, der dem Löwen den Rachen zerreißt; ein römischer Kämpfer mit Schwert und Schild; ein Cameel, auf dessen Höcker ein Mohrenkönig; das Einhorn, im Kampf mit einem Drachen; der Eber des Meleager, mit dem Jagdspieß in der Brust. — Ein lautes Ah! entfloh dem Munde aller Zuschauer, und Mucenigo verzog das Gesicht zu Neid und Groll. Ihn noch mehr zu demüthigen, erschienen nun auf glänzenden Silberschüsseln der majestätische Stör, der weiße Hecht, der fette Goldkarpfen, der Cafalo, die Seebarbe, der Tintenfisch, die Rothfeder, die Scholle und allerlei Gattungen von Muscheln und Austern, und Gemüse, so die seltensten als die schmackhaftesten und theuersten.

Der General machte sich lustig über die Kapitalgerichte her; seinem Beispiel folgten Gorislé und Guastobolco, und leider auch Cornaro selbst, der des Essens Mühe nur unterbrach, um den eintretenden Pater willkommen zu heißen. „Woher so spät?“ fragte er. Der Mönch, ein behaglicher, weiß und roth aussehender Mann mit gutmüthigen Augen und breiter bäurischer Zunge, erwiderte: „Ich werde doch nicht schon den Teufel im Spülnapf finden?“ *) — „Nicht doch, nicht doch, gesegneter des Herrn. Wollt Ihr von diesen süßen Erbsen, von jenen Artischoken, oder besser von jenen Trüffeln, deren Oelgeruch sich so trefflich mit dem Pomeranzenduft vermählt? Dort sind auch von den Kartoffeln, von jenen wunderlichen Erdfrüchten, die uns Amerika geschickt hat. Langt zu; sie sind gut mit Pfeffer und Salz gekocht und jedes Stück kostet mich auf Ehre eine Viertelzechine.“ — „Ist's möglich!“ seufzte Mucenigo, „welch eine Summe Geldes steckt in diesen braunen, rauhen Un=

*) Leere Schüsseln finden.

geheuern!" — „Das neue will bezahlt seyn, edler Herr, und da ich, Gott sey Dank, nicht zu sparen brauche — für wen sollte ich's? — so gönne ich mir die Lust des Neuen." — Der Mönch rief dazwischen: „Fische her! gebt mir jenen Breitfisch her!" — „Es ist der schlechteste auf dem Tisch," bemerkte Cornaro. — Worauf Pater Felix: „Gleichviel, ich habe Hunger, und der Hunger jagt den Wolf aus dem Busch, verwandelt Bohnen in Mandeln; für einen armen Mönch ist Alles gut." — Er aß heftig darauf los, welches Don Arias nicht umhin konnte dem Mucenigo bemerkbar zu machen. Der Mönch sah dieses und griff den Spanier tapfer an: „Geehrtester Don und meinetwegen Grand von Spanien, Ihr habt gut reden in Euerm weichen Lehnstuhl, gewiegt vom Nichtsthun und Wohlleben; aber hättet Ihr, wie ich, ein paar Nächte hindurch am Bette eines Kranken gewacht, und trügt Ihr, statt des stolzen Kleides von schwarzem Sammet, die rauhe Kutte unseres heiligen Ordensstifters, Ihr möchtet wohl glimpflicher von meiner Eßlust urtheilen." — „Grober Klosterwurm!" murrte Arias in seinen Spitzenkragen hinein. — „Friede!" bat Cornaro; für einen Augenblick die Gabel ruhen lassend, „habt Ihr Kranke im Kloster?" — „Der Guardian liegt darnieder; die Gicht ist ihm an's Herz gestiegen. Er wäre schon im Himmel, wenn nicht der Doktor Marjolin heute Morgen gerufen worden wäre. Der hat den Kranken wieder zu sich selbst gebracht und verheißt dessen Genesung."

Ein Trompetenstoß verkündigte die dritte Tafelveränderung. Der Aufsatz, der jetzt der Bewunderung preisgegeben wurde, bestand aus Figuren von Pasta reale. Da war zu sehen Paris, der königliche Hirt, mit dem goldenen Apfel; Pallas, Juno und Venus, mit ihren Attributen; die trojanische Helena, in Prachtkleidern mit vergoldeten Haaren; die Prinzessin Europa endlich, vom göttlichen Stier getragen.

„Ihr müßt einen Hexenmeister in Diensten haben!“ rief Vanderwerth, dessen Augen lüstern und groß aufgingen bei dem Anblick der kolossalen Schildkrötenpasteten und der fetten Aale von Malta, die, in Wein gekocht und mit Rosinen und Zimmt gewürzt, den süßesten Geruch verbreiteten. Mucenigo starrte immer verduzter die großleibigen Krebse an, die ihre vergoldeten Scheeren breit über den Rand der Silberschüsseln streckten. Gorislé liebäugelte mit den gleichfalls wohlduftenden Lampreten; Guastabolco verschlang schon mit den Blicken das slavonische Gallrey, unter dessen spiegelnder Masse kleine Seekrabben und Makrelenschnittchen den Appetit des Gutschmeckers erregten. Arias hielt sich an die Crostata von Hechtlebern, der genügsamere Mönch speiste von den mit Kräutern und Kapern gefüllten Eiern. Cornaro, der Tafelverführung unterliegend, aß um die Wette von Schildkröten und Seespinnen. — Munterer kreisten die rothen und weißen Weine, und lärmender wurde die Unterredung. — „Doktor Marjolin?“ fragte Mucenigo; „der Charlatan des gemeinen Volks in Venedig? nanntet Ihr nicht den Marjolin?“ — „Denselben,“ bekräftigte Pater Felix. „Unsere Ordensbrüder haben ihn empfohlen, und wahrlich, er ist der Empfehlung werth.“ — „Geh' mir mit euern Aerzten!“ schalt Cornaro; „ich habe mich vor einigen Jahren in ihre Hände begeben, und ging viel kränker, als ich vordem gewesen, daraus hervor. Ich habe sie alle weggejagt, und Gott behüte mich vor ihnen. Ich schwinde freilich hin wie ein Schatten, lieben Freunde; aber ich sterbe mit fröhlicherem Herzen an einer wohlbesetzten Tafel, als hinter den Mixturen jener Dummköpfe.“ — „Was ist noch schlimmer als ein Arzt?“ fragte Gorislé. — „Was denn?“ riefen einige entgegen. — „Zweie,“ lachte der Possenreißer, und Alle lachten ihm nach, den Mönch und den Ragusaner ausgenommen, welch letzterer, ein geflissentlicher Unglücks-

prophet, mit traurigem Tone und vollen Backen hinzusetzte: „Ihr seht wirklich schlimm aus, Freund Luigi. Euer Gesicht ist hippokratisch.“ — „Ich wüßte nicht,“ entgegnete Cornaro, nachdem er sich im Spiegel des Credenztisches flüchtig beschaut hatte; „glänzt nicht mein Antlitz jetzt wie Purpur?“ — „Von Burgunderwein,“ hob wieder Guastabolco an. — „Wenn auch! der französische Wein soll leben, der Freund des Menschen!“ — „Hoch, hoch!“ jubelte Gorislé, und Alle stießen die Becher aneinander. — Der angefeuerte Cornaro sprach weiter: „In diesen rothen Fluthen schimmert der Keim des fröhlichen Daseyns, trotz aller Hinfälligkeit des Körpers. Darum lebe er, und die Pest auf die Aerzte, die mir einen frühen Tod prophezeit haben!“ — „Meinetwegen!“ rief seinerseits der General, „essen, trinken, schwelgen und den Tod nicht fürchten!“ — „**Post mortem nulla voluptas!**“ bestätigte Arias, indem er eine Kaviarschnitte in den Mund schob. — „Für mein kurzes Leben ist gesorgt,“ prahlte Cornaro; „was man auch in Venedig von mir sprechen mag, edler Camill, mein Haus steht auf festen Füßen; ich werde fröhlich seyn bis an's Ende, und meinen Freunden viel vermachen können, da meinen einzigen Erben, meinen Vetter aus Bassano, der Schwarze geholt hat.“ — „Wie das, wie das?“ fragten Alle. — „Er ist unter die Mörder gegangen!“ lachte Cornaro bitter und zornig werdend; „trotz meines Verbots, trotz meiner Drohungen. Er mög' es haben! Ich will nichts mehr von ihm wissen; aber leider stirbt mit mir gar jämmerlich ein edles Geschlecht aus, das den Cyprioten eine Königin gegeben hat. Fort mit der Erinnerung an den Neffen, Vorschneider! noch ein Stück von der Pastete! Mundschenk, fülle mir den Pokal! Musikanten, eine Sarabande, oder das Lied vom Castruccio Castracane!“

6.

Die Zechlust wurde unter den Anwesenden immer größer. Die unendliche Masse von Confekten, die mit einem Male den Tisch überdeckte, vermehrte diese Lust und das tolle Geplauder und Geschrei. Der General sang ein deutsches Soldatenlied, und vermaß sich mit hochrother Stirne, dem freigebigen Hauswirth die Schlüssel von Padua zu schenken, und wenn sie zehnmal der Republik gehörten. Guastabolco wollte den Gastgeber zum Bürgermeister von Ragusa vorschlagen; Gorislé bedachte ihn mit dem Schwert des Großconnetable von Frankreich; Arias schätzte ihn würdig des goldenen Vließes; Pater Felix meinte, er würde ein guter Kardinal werden oder gar ein Papst von seltener Art, da er den Nepotismus abgeschworen. Sogar Mucenigo wurde lustig und unbefangen, schob den Neid ein wenig auf die Seite und rief: „Ich sehe gar nicht ein, warum unser Aller Freund Luigi, den ich leider erst heute von seiner liebenswürdigsten Seite kennen gelernt habe — ich sehe gar nicht ein, warum er nicht einmal zum Dogen gewählt werden sollte?“ — „Recht, recht, brav!“ schrieen Alle und schwangen die Pokale: „es lebe der zukünftige Doge der Republik!“ — Die Trompeten bliesen einen lustigen Tusch, und lautlachend umarmte die ganze Gesellschaft den Wirth und fiel sich dann selbst Paar für Paar in die Arme. „Hörst du?“ flüsterte Bartolo, der unter dem übrigen Hausgesinde lauschte, seinem Tommalà in's Ohr. „Da hast du's, da trinken sie schon des Dogen Gesundheit!“

Indessen sprach Cornaro zu seinen Gästen: „Verschont mich mit der gefährlichen Ehre selbst im Scherz und Possenspiel. Wie könnte mein Ehrgeiz sich dahin versteigen? Ich wär' ein schöner Herrscher! Laßt's gut

seyn und verleidet mir nicht meine wenigen Lebenstage. Mit Rosen bekränzt und nicht belastet mit der steifen Herzogsmütze, will ich in's Grab sinken.“ — „Was Grab, was Tod!“ rief Gorislé, „immer der alte Text! Du sollst gesunden, Freund. Ich sage dir voraus, du wirst es.“ — Der Mönch setzte lächelnd hinzu: „Auch der Doktor Marjolin hat's gesagt. Er sprach zu unserm Obern: fürchtet nichts, Ihr werdet so alt werden wie Cornaro, wenn er nur alt werden will.“ — „Richtig, dasselbe hörte ich vom Majorlin in Venedig erzählen,“ fügte Mucenigo wichtig bei. „Der Quacksalber hat mehrere Knechte meines Hauses behandelt und und sie in der That geheilt; und einem unter ihnen sagte er: „„Du hast eine gute Haut, kannst Cornaro's Jahre erreichen; du wirst alt werden, wie Cornaro, Notabene, wenn Cornaro alt werden will!““ Die Leute verstanden diese Rede nicht und ich lachte darüber, denn der Cicalatano hatte gewiß dabei eine List im Sinne und spekulirt darauf, unserm eingebildet kranken Freunde eine wackere Summe abzuzapfen, was ihm jedoch schwerlich zur Gesundheit verhelfen würde.“ — „Wer weiß?“ sagte Pater Felix. — Cornaro, der, diesem Gespräche aufmerksam und verwundert lauschend, still geblieben war, richtete sich aus seinem Nachdenken auf und versetzte mit höhnischem Munde: „Was geht mich der Marjolin an? hör' ich doch von ihm zum ersten Male. Was hab' ich mit ihm gemein? So schmeichelhaft mir ist, daß jenes Licht der Arzneikunde meiner gebrechlichen Persönlichkeit vermittelst Pöbeltradition Muth zuzurufen sich herabläßt, so wenig darf sich der Wundermann Hoffnung machen, daß ich ihm die unbedeutendste Ader meines Lebens oder den Schlüssel zu meinem Gelde anvertrauen werde. Im Gegentheil seine Prophezeihung macht mich böse, da ich daraus merke, daß meine elende Gesundheit schon der Stoff aller Gespräche, der Köder aller Zungen geworden ist. Laßt uns von Anderm reden.“

Pater Felix abgerechnet, klaschten Alle dem aufgeregten Epikuräer Beifall. Während das Geschrei an der Tafel wieder anhob und die Musiker bliesen, daß ihre Lungen Noth litten, trat der Kammerdiener hinter Cornaro's Stuhl und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Der Edelmann lächelte freundlich, entgegnete mit einigen eben so leisen Worten und befahl sodann laut: „Der Meister Koch, der große Bartolomeo Scappi soll sich auf der Stelle hier einfinden!“ Der Diener flog und der Gerufene erschien unverweilt, angethan mit dem langen Gewande eines Haushofmeisters. „Hier ist der eigentliche König dieses Tags!“ sprach nun Luigi zu den Gästen. „Wenn meine Freunde etwas bei mir gefunden haben, das ihnen Vergnügen gemacht, so ist es gerade nur aus den Händen dieses Mannes hervorgegangen. — Bartolo erschöpfte sich in Verbeugungen nach allen Seiten, denn Alle riefen ihm ein wieherndes „Willkommen!“ — Luigi fuhr fort: „Dieser ist der Arzt, den ich mir auserwählt, mein bischen Leben zu fristen. In der That, stünde er in der geringsten Sache einem Doktor nach? Versteht er nicht die Kunst der Anatomie, die holde Wissenschaft der Botanik? treibt er nicht am Morgen und am Abend Chemie, unverdrossen und stets mit Erfolg? Zwar ist er kein Goldmacher; im Gegentheil, er jagt das Gold im Rauch durch den Schornstein. Zwar macht er mich eben so oft krank als wieder gesund. Aber Alles dieses geschieht ja auch nur vom Arzte; und Meister Bartolo's Verheißungen treffen sicherer ein, als die der Aerzte. Wenn er ein gutes Mittagsmahl versprochen hat, so ist er auch der Mann, es herzustellen.“ — „Bravissimo!“ erklang der Chor; „dies Glas dem unsterblichen Koch, dem würdigen Enkel des Apicius!“ — „Edle Herren!“ stammelte der vom Lob trunkene Meister unter zahlreichen Bücklingen, „eure Anerkennung schmeckt nach Bisam und Rosen — welch ein Stück Fleisch müßte ich seyn, wenn

ich's nicht einsähe? — ich bin freilich in der Welt gewesen — um Verläumder kümmere ich mich nicht eines Krautkopfs werth — ich weiß wohl, an welchem Tage St. Blasius fällt; ich habe freilich stets ein Auge auf der Pfanne, das andere auf der Katze, aber eure Lobpreisungen, edle Herren, sind zu viel; Gott allein die Ehre! — Wenn nur mein erlauchter Patron mit mir zufrieden ist — glaubt aber deßwegen nicht, Excellenzen, daß eure Aufmunterung mich nur freut — so lange das Brod warm ist — und meine Erkenntlichkeit —" — Er blieb ganz stecken, mit verstörtem Antlitz, und schloß mit den Worten an Canaro: „Befehlt Ihr, daß ich die Blumensträuße und die Zahnstocher herumgeben lasse?" — „Nein, guter und weiser Bartolomeo," antwortete Cornaro, der während der Rede seines Kochs und des Gelächters der Gäste sein Auge ebenfalls bei der Pfanne und bei der Katze gehabt hatte; „ich sehe dort ein schönes Mädchen nahen, aus deren Händen meine verehrten Freunde ihre Blumensträuße viel lieber empfangen werden." — Aller Blicke richteten sich nach dem Eingang, so auch Bartolo's. Aber sein Auge wurde trüb, seine glühende Wange blaß und seine linke Hand kneipte unwillkührlich Cornaros rechten Arm; denn die herankam mit sichtbarer Bestürzung und Verschämtheit, geführt vom Marschall und dem ersten Trinciante, tragend auf einer vergoldeten Platte die Blumen, die ihre kunstreiche Hand gefertigt, war Niemand anders als Scappis leibliche Tochter Giulia.

7.

Wenn nicht die lange Dienstgewohnheit und die Furcht des Herrn dem überraschten, ja erschreckten Bartolo den Mund verschlossen hätte, so würde er in die heftigsten

Vorwürfe gegen das Mädchen ausgebrochen seyn, das, ohne des Vaters Blicken zu begegnen, an den General hinantrat und ihm den ersten Strauß bot. Der Kriegsmann, ein freigebiger Mädchenfreund, hatte den guten Gedanken, die goldene Schaumünze, die er auf seiner Brust trug, loszuhäckeln und dieselbe auf die Platte zu werfen, als ein Geschenk für Giulia, deren Wange er väterlich streichelte. Der geizige Spanier mußte ebenfalls eine Dublone steuern; Mucenigo folgte gezwungen dem großmüthigen Beispiel. Gorislé warf seine Halskette in die Schüssel, der Ragusaner, wenn schon brummend, einen Ring mit Granaten; der Mönch opferte schmunzelnd seine gewöhnliche Münze, ein Heiligenbild. Als nun Giulia vor den Hausherrn trat, wurde Bartolo's Blut schier zu Eis und er stotterte mit knirschenden Zähnen, aber ganz heimlich: „Beim Bacchus, was machst du hier, du falsche Seele?" Worauf Giulietta, mit klarem Auge zu ihm emporschauend: „Komm ich nicht auf Euern Befehl, Vater?" — Bartolo erstarrte; Cornaro sagte jedoch mit Würde: „Ich habe mir den Spaß in deinem Namen erlaubt, Meister, und habe das holde Kind von Venedig holen lassen, um durch ihre Gegenwart meinem Fest den schönsten Schmuck zu verleihen. Sey getrost, meine reizende Giulia; dein Vater hat nicht zu viel von deiner Anmuth und von deiner Kunst gesagt. Empfange dieses Wenige als meinen Dank." — Er ließ eine schwere Börse auf den Teller gleiten; als das Mädchen sich bückte, des Spenders Hand zu küssen und Bartolo sich ungeduldig weggewandt hatte, lispelte Cornaro der Erfreuten zu: „Wolltest du nicht ein Wörtchen mit mir allein sprechen mein Töchterlein?" — „Ich bin deßwegen in froher Hoffnung gekommen," erwiederte ermuthigt die Unschuldige, die den Sinn von Cornaros Anrede nicht begriff. Cornaro staunte über diese freimüthige Antwort, die er seinerseits nicht erwartet

hatte. Doch blieb ihm nicht lange Zeit zum Staunen, indem ein arger Spektakel von Jubel und Vivatrufen draußen entstand.

Tommalà, der sich etwas über die Tramontane getrunken, schritt heran an der Spitze sämmtlicher niederer Dienerschaft, und schrie aus vollem Halse, was ihm die andern nachschrieen: „Heil und Segen dem Dogen der erlauchten Republik Venedig! heil dem edeln Luigi Cornaro, dessen Fürstengeschlecht blühe in alle Ewigkeit!" — Das Geschrei wollte kein Ende nehmen, und eine seltsame Umstimmung der ganzen Gesellschaft wurde dadurch hervorgebracht. Mucenigo fuhr erschrocken vom Sessel auf, als wenn schon alle Schergen der Inquisition hinter ihm ständen, ihn als Verschwörer zu fahen; Arias theilte auffspringend dieselben Empfindungen; Gorislé, der um eines übeln Handels willen den Schutz der Republik gesucht, wollte denselben nicht als ein Theilnehmer hochverrätherischer Schilderhebung auf's Spiel setzen, und schloß sich den Erschreckten an. Der Ragusaner, der ebenfalls den liberalen Institutionen der Republik nicht traute, sah im Geiste schon der Seufzerbrücke innere Wände, die Pozzi und den Henker darinnen; Vanderwerth erinnerte sich mit Bestürzung seines vermessenen Versprechens, die ihm anvertrauten Schlüssel Paduas in die Hände Cornaros liefern zu wollen. Binnen wenigen Minuten waren die Gäste verschwunden und machten sich mit zugehaltenen Ohren eiligst auf den Heimweg. Der gute Felix allein hielt aus, um den Cornaro zu besänftigen, der über das wilde, unaufhörliche Geschrei der Bande Tommalàs in den höchsten Zorn gerathen war.

„Was ist das?" donnerte er dem zur Bildsäule gewordenen Bartolomeo zu; „sind die Leute von der Tarantel gestochen? Wollen sie mich um mein Bischen Leben bringen mit ihrer Thorheit? Schaffe Ruhe, Alter,

Ruhe auf der Stelle, und jage die Unsinnigen von dannen, oder, beim Himmel, es geht dir nicht gut!" — Mehr todt als lebendig, ging Scappi, den Befehl auszuführen. Aber jeder Schritt, den er machte, gab ihm neues Leben, das Leben der Entrüstung. — Mit Riesenkraft gebot er den Schreiern Stille, packte den sonst so wohl gelittenen Tommalà beim Kragen, schleppte ihn in die Küche und herrschte ihm in die Ohren: „Du undankbarer Bube! was hast du gethan? Du hast dich und mich um Alles gebracht. Hinaus aus dem Hause, raffe deine Siebensachen zusammen und laß dich nimmer wieder vor mir sehen! Geh unter die Schweintreiber, Bube; du bist keine rothe Erbse werth, nicht werth, einen Kochlöffel oder Bratspieß zu handhaben. Zu den Schweinen geh, sage ich! Ein vorwitzig Maul, wie du, gehört nicht in eines vornehmen Hauses Dienst. Fort, noch einmal, und laß dir nie einfallen, dich zu rühmen, den Meister Scappi gekannt zu haben!"

Trotz Tommalàs Bitten und Weinen, wurde derselbe als Rädelsführer des verwegenen Streichs aus dem Hause geschafft, und Bartolo blieb in seiner Stube, melancholischen Gedanken preisgegeben, zurück. — „Wie sie davon gelaufen sind, gleich den Schelmen, die edlen Gäste, Tellerlecker und Schmarotzer!" philosophirte er vor sich hin. „Hätte ich ihnen Gabeln und Messer mit Coloquinten gerieben, das Essen ihnen bitter zu machen, hätte ich ihnen Wein mit Belladonna zu trinken gegeben, um sie zum Schlucken unfähig zu machen, hätte ich Ingber auf ihre Speisen gestreut, um ihre Kehlen zu schinden, oder gepulvertes Hasenblut, um ihnen die Fische als verdorben und madig zu verleiden, sie hätten nicht schneller Reißaus nehmen können. — Das wird mir der Herr nie vergeben können, wenn er erfährt, daß ich gegen den Spitzbuben Tommalà zungenschwach gewesen bin! Meine Ehre ist hin, mein Ruhm ist hin, mein glückliches Alter ist hin!"

Wie Bartolo so redete, kam Mamma Resa zu ihm herein. Er betrachtete sie wie ein Gespenst. „Was willst du hier?“ — „Seyd gegrüßt, Vetter. Ich suche aber die Giulia, die ich auf Euern Befehl hieher begleitet habe.“ — „Der Teufel hat dir befohlen, Mamma Resa! Eile, das arme Kind aus des listigen Cornaro Händen zu reißen! In den Garten, an die Tafel, sage ich dir! fort! fort!“

Die Muhme, die sich bekreuzte und segnete vor dem unwirschen Treiben des Alten, verschwand, wie sie gekommen war, in Eile. — Bartolo maß noch ein paar Mal seine Stube mit langen Schritten, blieb dann vor dem Schranke stehen, der ein paar alte Bücher barg, nahm eines davon heraus und sprach: „Von jeher ist, in einem klugen Buch zu lesen, ein Mittel gewesen, meinen Zorn zu mindern und meinen Geist wieder zum allmähligen Sieden zu bringen. Laß sehen, ob's heute hilft. Ich muß gefaßt seyn, um dem Herrn wieder vor die Augen treten zu können.“ — Er blätterte in dem uralten geschriebenen Kochbuch und las: „Wie man eine Lamprete auf einmal kochen, braten und backen könne.“ — „O mein Gott!“ setzte er bei, „bin ich nicht selbst eine dicke Lamprete, so zu sagen, und bin ich nicht schon gekocht durch die Mühseligkeiten, gebraten auf dem Rost der Ungeduld, gebacken in dem zischenden Oel der Erbitterung? Ich will etwas Anderes suchen.“ — Nach weiterm Blättern las er wieder, und zwar mit regerer Aufmerksamkeit: „Das trojanische Schwein zu machen.“ — „Ja, schon lang,“ sprach er wehmüthig, „hätte ich gern ein solches mit tausend Dingen gefülltes Schwein bereitet, aber heute ist meine verdammte Schwatzhaftigkeit das trojanische Thier gewesen, aus dessen Bauche Millionen von Sorgen gekrochen sind.“ Er las weiter: „Eine lebendige Gans aufzutragen, die gleichwohl gebraten ist; nach dem Re-

cept des Königs von Arragonien." — „Schön, das soll mich zerstreuen!"

In diesem Augenblick kam Giulia herbeigelaufen und lähmte die Zunge des Vaters, der in Vorwürfen gegen sie ausbrechen wollte, durch die rasche Meldung, daß Herr Carnaro plötzlich unwohl geworden. Eilends setzte sie hinzu: „Und der Doktor Marjolin hat ihm das Leben gerettet; der Pater hat den Doktor aus dem Kloster herbeigebracht." — „Welch ein Unglück!" rief Bartolo, „und ich war nicht dabei! Geschwind! laß uns gehen, laß uns fragen! Wenn der edle Herr nur nicht unter den Händen des Quacksalbers stirbt, ehe ich meine Salse fertig habe."

8.

Cornaro lag, ein Schmerzensmann, in den sammetenn Hüllen seines Bettes. Dennoch war sein Auge heiter, und er drückte, wiewohl schwach, die Hand des Arztes, der zu seinen Häupten saß. „Ich war schon an den Pforten des unterirdischen Reichs," sagte er matt; „Eure Mittel sind aber stark genug, die Todten aufzuwecken. Ich dachte nicht, einem Arzt jemals einen Dank abstatten zu müssen. Wo ist Giulia, wo der gute Felix, die ich so sehr erschreckte, da ich vor ihren Augen plötzlich zur Scheinleiche wurde?" — „Noch einige Minuten Geduld, edler Herr," versetzte Carlo; „werdet Eurer innern Bewegung zuvor Meister. Die beiden letzten Tage haben Euch angegriffen, und Ihr seyd sehr schwach." — „Ja wohl, ja wohl, ein auslöschend Licht." — „Auf Euch kommt es an, es neu zu entzünden. Wagt, was ich Euch vorschlug, und die frischeste Gesundheit wird den

kurzen Zwang, der sich bald in behagliche Gewohnheit wandeln wird, tausendfach vergelten." — „Es ist schwer, sehr schwer, was Ihr mir vorschreibt, doch bin ich ein Mann und liebe das Leben, und will lieber von der Mäßigkeit erwarten, was Arzneien mir nicht verschaffen würden: des Lebens Freuden. Es ist wahrlich Zeit, auf der Bahn des Schwelgens umzukehren. Womit vergelt' ich aber Euch die Hülfe, den Rath? Ich möchte Euch königlich belohnen, um die Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die ich gegen Euch bewiesen, da ich übel von Euch sprach und der hübschen Giulia verbot, sich Eure Bewerbungen gefallen zu lassen." — „O, Ihr könnt mir reicher lohnen, als der mächtigste Monarch auf Erden, wenn Ihr mir nur verzeihen wolltet." — „Verzeihen? was denn? ist's nicht an mir, Eure Vergebung zu erbitten?" — „Wenn Ihr nur Euerm Neffen verzeihen wolltet," begann wieder der Arzt erschüttert, indem er des Edelmanns Hände ergriff. — „Wie?" seufzte dieser überrascht, „Ihr wäret der ungezogene Carlo, meiner Schwester Sohn? der Thunichtgut, den ich zum Soldaten machen wollte, und der mir zum Trotz —? Ha, wenn ich mich nur ärgern dürfte!" — Plötzlich gewann jedoch die Freude über den Groll die Oberhand, und Cornaro umarmte den Neffen, halbweinend ausrufend: „Nicht ärgern, nein, nicht böse werden, dich lieben, dich in meinem Herzen einschließen, dich zu meinem alleinigen Erben machen und alle deine Wünsche erfüllen, das will ich als dein Schuldner. Wem verdanke ich mein Leben mit froherem Gemüthe, als gerade dir, du geliebter Flüchtling?" — „Alle meine Wünsche?" fragte Carlo begeistert; „soll ich Euch beim Wort nehmen? Gebt mir Giulia." — „Amen! und die selige Königin von Cypern wird der Mißheirath nicht allzusehr zürnen."

Als wie gerufen traten auf einen ermuthigenden Wink

des Doktors Bartolo, Giulia, Resa und Felix in das Schlafgemach. Bartolo küßte des Gebieters Hand. „Da sieh," sagte Cornaro, „wohin deine Schildkrötenpasteten mich gebracht haben." — „Nicht doch, edler Herr. Der verdammte französische Wein, und Herrn Mucenigos Gesicht, und Tommalàs Thorheit, und der Zorn —" — „Schweig! Du hast mich an des Grabes Rand gebracht, und darum schicke ich dich von dannen, während ich diesen braven Doktor auf immer bei mir behalte!" — „Herr Luigi! Carlo! Freund Cornaro! Doktor Marjolin!" riefen Bartolo, Giulia, Pater Felix und Mamma Resa, alle mit gleicher Bestürzung. — „Von diesem Augenblick," fuhr Cornaro fort, „bist du nicht mehr in meinen Diensten. Geh hin, Giftmischer, und vergifte dich in Zukunft selber!" — Scappi war ein Bild der Verzweiflung. Rollenden Auges sagte er: „Das hab' ich nicht verdient. Just in der Zeit, da ich über der Gans des Königs von Arragonien brüte, um Ew. Herrlichkeit einen neuen Beweis meiner Meisterschaft zu geben, just heute erwartete ich nicht solche Schmach. Ich werde verbannt — nun, es ist manchem edeln Mann so gegangen; aber ich dringe mich nicht auf. Ich bin nicht von denen, die da sagen: Gib mir Brod und nenne mich Hund;*) ich gehe und wünsche Euch Glück und Segen. Ihr aber, Herr Mörder im Doktormantel, solltet Euch schämen, einen Mann, wie ich bin, um sein Brod, und was mehr ist, um seine Ehre zu bringen. Ich ein Vergifter, der ich meinem Herrn so viele frohe Stunden bereitet habe! ich, der ich von meines Herrn Suppe gekostet, von seinen Schüsseln die Neige gegessen habe! Wir wollen sehen, ob die Fische in den Lagunen sterben, wenn sie von meinem Fleisch gespeist haben werden, denn in den Lagunen ist mein Platz. Ich will lieber zur schwimmenden Austerbank

*) Dammi pane e dimmi cane.

beim Arsenal werden, als länger entehrt unterm Sonnenschein wandeln!"

Die Weiber schrieen hell auf; aber der Doktor umarmte den Erbitterten und sagte ihm: „Mein Oheim Luigi kann dich nicht mehr brauchen, weil er fürder die Kost eines Anachoreten genießen will; aber er überläßt dich mir, seinem Neffen, und für Giulia und deinen Segen biete ich dir ein eigen Haus, und ein sorgenfreies Leben bis an's Grab." — „Ja," bekräftigte Cornaro, seinen Scherz erklärend, „besorge hinfort deine eigene Küche und vergifte dich selber, alter Sünder, und je länger der Mord an dir selber dauert, je lieber ist es mir; denn ich will noch oft mit dir plaudern und gedenke jetzo ein Methusalem zu werden." — Aus dem Staunen der Zuhörer wurde reine Freude, und Pater Felix verlobte vorläufig an Cornaros Krankenbette das liebende Paar. „Hab' ich's vorausgesagt oder nicht?" fragte Mamma Resa.

Viele Jahre nachher, da Cornaro, wie weltbekannt*), durch seine strenge Mäßigkeit ein langes Leben gewonnen, sah man öfters an der Brenta den siebzigjährigen

---

*) So bekannt und viel citirt der Cornaro ist, der bei weiser und strenger Diät ein so ungewöhnliches Alter erreichte, so mögen hier doch einige Notizen über ihn stehen.

Ludovico Cornaro, aus einem vornehmen venezianischen Geschlecht, starb 1566 im Alter von 104 Jahren. Er war von Jugend auf manchen Körperleiden unterworfen gewesen und hatte bis in sein vierzigstes Jahr unregelmäßig und schwelgerisch gelebt. Da entschloß er sich, der Aerzte müde, zu strenger Mäßigkeit, nahm täglich nur zwölf Unzen Speise und zwölf Unzen Getränk zu sich und erreichte mit ungeschwächten Körper- und Geisteskräften das obengenannte Alter. Er hat mehrere Abhandlungen herausgegeben, die sich auf seine Lebenskunst beziehen.

Edelmann mit dem neunzigjährigen Scappi lustwandeln, und sie redeten stets auf's Heftigste von den Küchenkünsten, von Geröstetem, Gebackenem und von den herrlichen Pasteten, womit sich Cornaro früher den Magen verdorben. „Hättet Ihr nur noch ein halbes Jahr ausgehalten, wie ein tapferer Tischritter," brummte dann der Aeltere öfters den Alten an, „ich hätte das trojanische Schwein auf's Neue in die Welt eingeführt und die lebendiggebratene Gans des Königs von Arragonien wäre zur schönsten Wirklichkeit geworden!"

Inhalt.

	Seite.
Das Diamant-Elixir	1
Der Koch des Cornaro	134

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spindler, Karl,

C. Spindler's Werke

Bd.: 43

Stuttgart 1847

P.o.germ. 1406 w-70/71
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120515-1